DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 6

DM 1.-

Österreich S 7.50; Schweden Kr 1,75 inkl. moms; Spanien Pts 20, Italien L 250; Schweiz Fr. 1.[illegible]0

Horror-Trip



Nr. 6

Horror-Trip

»Kann man seinen Tod ahnen?« fragte der Mann, drehte seinen Kopf und blickte die gutaussehende, etwa dreißigjährige Frau nachdenklich an.

Er stand vor einem Spiegel.

Die Dunkelhaarige erwiderte den Blick. »Wie kommst du darauf? Jetzt? Ausgerechnet jetzt?«

»Nur so. Ich muß gerade daran denken.«

»Ein komischer Zeitpunkt, George. Wir machen uns fürs Theater fertig und du redest vom Tod! Du bist fünfunddreißig. Da stirbt sich's nicht so schnell. Du bist kerngesund.« Raquel Beard kam auf ihn zu. Sie war eine hochgewachsene, reizvolle Frau mit schönen Gliedern, einem wohlproportionierten Körper und großen, schwarzen Kirschenaugen, die hinter seidigen Wimpern schimmerten. »Ich habe mal gelesen, daß ein Mann um die Dreißig sehr viel an den Tod denkt«, fuhr sie fort.

»Das tue ich nicht«, entgegnete George Beard. Er war schmal und wirkte erschreckend blaß. Das war ungewöhnlich. Beard hatte sonst eine sehr frische und gebräunte Haut. Sein Aufenthalt hier in Kalkutta hatte ihn braun werden lassen. George hielt sich viel in der frischen Luft auf. Er war Ingenieur bei einer englischen Firma, die drei Produktionswerkstätten errichtete. George Beard pendelte zwischen den einzelnen Baustellen hin und her, überprüfte die Pläne, gab hier und da Anweisungen und führte Kontrollen durch.

Es war ein guter und kein beschwerlicher Job, den er auszufüllen hatte. Er trug viel Verantwortung, aber Raquel Beard hatte nie den Eindruck gehabt, daß George unter besonderem Druck stand.

Was war nur los mit ihm? Was veränderte ihn so? Warum auf einmal diese unerklärlichen Depressionen?

Er redete vom Tod! Das hatte er vorher nie getan.

Raquel legte ihre schmalen, mit kostbaren Brillantringen geschmückten Hände auf die Schultern ihres ein wenig gebeugt stehenden Mannes und fuhr dann langsam das Revers herab.

Sie näherte ihre feuchtschimmernden roten Lappen seinem Mund und hauchte einen Kuß darauf.

»Warum so schlimme Gedanken?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Sie waren mit einem Mal da. Und sie werden immer stärker. Ich glaube, ich kann nicht mitgehen.« Er seufzte.

Raquel Beard schluckte. Sie sagte nichts.

»Ich weiß, du hast dich sehr auf diesen Abend gefreut«, kam es schwer über seine Lippen.

»Wenn es dir nicht gut ist, werden wir hierbleiben, George. Deine Gesundheit geht vor. Vielleicht bist du überarbeitet.«

»Vielleicht«, wich er aus, und als er das sagte, begriff sie, daß er mehr wußte, aber nicht darüber sprechen wollte. Sie erschauerte

plötzlich, als sie sein Gesicht sah.

Es war vor Angst verzerrt. George Beard sah aus, als würde er jeden Augenblick den Verstand verlieren.

Doch noch während sie ihn musterte, glätteten sich seine Züge.

Ein verunglücktes Lächeln stahl sich auf seine Miene. Er schien die Veränderung seiner Gesichtszüge selbst nicht wahrgenommen zu haben, und auch im Spiegel hatte er sich nicht sehen können, da er ihm im Moment den Rücken zudrehte.

George wirkte noch bleich, aber die Spuren des Wahnsinns und einer unerklärlichen Furcht waren verschwunden.

»Du solltest dich etwas ausruhen. Wir haben noch Zeit«, murmelte sie, während er sich sanft von ihr löste, mit dem Kopf nickte und den Flur durchquerte. Er ging direkt auf das große Fenster des Wohnzimmers zu. Die Tür zum Balkon war nur angelehnt. George Beard öffnete sie vollends und trat hinaus.

Tief atmete er die Abendluft ein. Sie war warm und wenig erfrischend.

Lautlos wie ein Schatten tauchte Raquel Beard hinter ihrem Mann auf.

»Ich muß mit dir reden, Raquel. Ganz sachlich«, sagte er, ohne sich umzudrehen. Sein Blick ging über die Dächer der pulsierenden, von prallem Leben erfüllten Stadt. Hier oben, vom zehnten Stock eines neuerbauten Appartementhauses aus, hatte man einen prachtvollen Blick. »Ich glaube, ich lebe nicht mehr lange. Ich kann es dir nicht begründen. Es ist nur so ein Gefühl. Es ist so, wie wenn jemand spürt, daß etwas Unangenehmes ihn erwartet, verstehst du?«

Sie nickte.

»So ergeht es mir. Ich kann mir den Sonnenaufgang morgen nicht mehr vorstellen, nicht mehr, wie es mit dir weitergehen soll. Plötzlich ist eine Mauer da, hoch und unüberwindlich. Und ich merke, daß es heute passieren wird. Dies ist mein letzter Lebenstag!«

Es war eine unbeschreiblich beklemmende Atmosphäre, die sich nach seinem Monolog ausbreitete.

Raquel standen die Tränen in den Augen. Sie fing an, sich langsam auszukleiden.

»Nicht«, sagte er plötzlich, als hätte er sich eines Besseren besonnen. Er sah mit einem Mal wieder ruhig und ausgeglichen aus, und seine Augen blickten freundlich wie immer. Der wahnsinnige Ausdruck darin war verschwunden. »Wir gehen. Es soll trotz allem ein netter Abend werden. Es tut mir leid, daß ich dich so belaste, daß ich über diese Dinge spreche. Ich bin völlig normal, das mußt du mir glauben. Ich bin nicht verrückt, und du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Ich wollte nur, daß es dich nicht unerwartet trifft. Wenn es passiert, mußt du wissen, was du zu tun hast. Darüber muß ich mit dir

sprechen. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Gehen wir von der Überlegung aus, daß dieser Tag der letzte in meinem Leben ist, daß meine Todesahnung sich erfüllt. Du wirst allein sein in diesem riesigen Land. Wir haben Freunde, aber alle sind mit sich selbst beschäftigt. Die erste Zeit hättest du Hilfe, aber damit ist dir nicht gedient. Du mußt zurück nach England, nur dort bist du sicher.«

»Sicher?« echote sie. »Was willst du damit sagen? Droht mir denn irgendwie auch eine Gefahr?«

Sie begriff überhaupt nichts mehr.

»Vielleicht, ich weiß es nicht. Du bist meine Frau, Raquel. Ich habe dich nie in meinem Leben belogen, nie betrogen. Aber in einem Fall war es notwendig, dir nicht die volle Wahrheit zu sagen. Ich wollte dich nicht in etwas hineinziehen, von dem ich selbst nicht wußte, wie es ausging. Nun wird sich zeigen, ob diese Vorsichtsmaßnahme begründet war, oder ob man sie verkennt.«

»Verkennt? Wer sollte sie verkennen?« Was redete George für einen Unsinn daher? Er redete vollkommen wirres Zeug.

Er wich aus, er antwortete nicht darauf, als hätte er es nicht gehört. »Wenn ich sterbe…«

»Du wirst nicht sterben!« fiel sie ihm ins Wort.

»Verlaß Kalkutta«, fuhr er unbeirrt fort. »Führe dein Leben in London weiter, wie wir es fortgesetzt hätten, wenn wir gemeinsam in drei Jahren dort wieder eingetroffen wären.«

»Warum sprichst du dich nicht aus? Was bedrückt dich, George? Diese merkwürdige Todesahnung, die du hast, kommt doch nicht von ungefähr. Was hat sie ausgelöst? Sprich mit mir darüber, laß mich nicht im Ungewissen! Vielleicht kann ich dir helfen?«

Er schüttelte den Kopf. »Niemand kann mir helfen, Raquel.« Er wandte ihr jetzt wieder sein Gesicht zu. »Ich fühle mich besser, jetzt, wo ich mit dir gesprochen habe.«

Sie musterte ihn eingehend, als müsse sie sich jede Reaktion seines Gesichtes einprägen. »Hängt es mit den Dingen zusammen, mit denen du dich ein ganzes Leben lang beschäftigt hast, George? Es hat mir nie gefallen, daß du dich mit metaphysischen Problemen befaßt hast. Du wolltest immer tiefer blicken als andere Menschen. Dir war die Wirklichkeit nie gut genug. Du wolltest immer einen Blick jenseits aller Dinge werfen. Als wir London verließen, hatte ich die Hoffnung, daß du endgültig loskommen würdest von spiritistischen Versammlungen, von Magie und Okkultismus. Aber auch hier in Kalkutta hast du deine Fühler ausgestreckt. Dich interessieren ungewöhnliche und geheime religiöse Riten, und du wolltest unbedingt die Bekanntschaft eines Yogi machen. Das alles ist dir gelungen. Du hast dich mit Dr. Lekarim sogar angefreundet. Wenn man sich zu sehr mit diesen Dingen befaßt, vergißt man darüber die

Wirklichkeit, und die Gefahr, geistig eines Tages völlig umzukippen, ist sehr groß. Ich habe dich immer gewarnt, George, ich habe dich immer darum gebeten, abzulassen von diesen Dingen. Sie bringen kein Glück, sie verwirren nur den Verstand. Und deshalb habe ich die Hoffnung, daß alles, was du heute, was du in diesen Minuten zu mir gesagt hast, auf eine geistige Störung zurückgeht. Daß du nicht sterben wirst, George, sondern daß dies nur in deiner Einbildung existiert. Du bist jung, es gibt keinen Grund zum Sterben. Aber du brauchst einen Arzt. Vertrau' dich einem Psychiater an. Ich werde einen anrufen und…«

Er lächelte. »Einverstanden«, sagte er plötzlich. »Vielleicht hast du recht. Vielleicht bin ich wirklich ein bißchen verwirrt, und ein Psychiater kann mir helfen. Wir wollen nicht länger davon sprechen.« Er legte seinen Arm um ihre Schultern, und sie schmiegte sich an ihn. »Eine seelische Krise, meinst du also? Gut, nehmen wir an, es ist so. Dann droht mir keine Gefahr?«

»Nein, nicht die geringste! Es sei denn, du quälst dich selbst mit deinen Gedanken zu Tod.«

»Ich werde morgen einen Arzt aufsuchen, das verspreche ich dir.«

»O George!« Obwohl eigentlich nichts verändert war, fühlte sie sich befreit und erleichtert.

»Du allerdings mußt mir auch ein Versprechen geben?«

»Und das wäre, George?«

»Wenn meine Ahnungen zutreffen, dich an das zu halten, worum ich dich gebeten habe. Dazu gehört auch Ajit Lekarim, mein Freund. Gehe nicht zu ihm! Gehe nicht dorthin!«

*

Eine halbe Stunde später verließen sie die Wohnung.

Ein Taxi brachte sie zum Theater.

Raquel Beard war eine treusorgende, gutmütige Frau und bemühte sich, George bei Laune zu halten und ihm über diese seelische Krise hinwegzuhelfen.

Während der Fahrt zum Theater wechselten sie nur wenige Worte. George bemühte sich, nicht wieder in dumpfes Brüten zu versinken, und eine Zeitlang schien ihm dies auch zu gelingen.

Im Theater trafen sie die Freunde, mit denen sie verabredet waren. Allgemein fiel auf, daß George Beard etwas mitgenommen aussah, doch keiner ließ sich näher darauf ein, und niemand merkte, wie schlimm Georges Zustand wirklich war.

Raquel Beard beobachtete ihren Mann genau. Sein Blick war unstet und er konnte sich auch nicht auf das Stück konzentrieren das in bengalischer Sprache aufgeführt wurde, eine der zahlreichen

indischen Sprachen, die sie beide gut beherrschten.

Sie bekamen ein modernes Stück zu sehen. Ein Stück aus Indien. Es ging um die Probleme einer Familie, in der modernes Denken und Traditionsbewußtsein aufeinander prallten.

Immer wieder warf Raquel Beard aus den Augenwinkeln heraus einen besorgten Blick auf ihren Mann.

Er merkte es nicht. Das Stück interessierte ihn, und er konzentrierte sich darauf, alles mitzubekommen.

Es sah ganz so aus, als würde er das, was ihn vorhin bedrückt hatte, endgültig abstreifen.

Um so überraschender kam die Katastrophe.

Der zweite Akt hatte gerade begonnen.

Plötzlich zuckte George Beard zusammen, sein Gesicht wurde kalkweiß, und seine flackernden Augen traten hervor.

»Sie sind da!« entfuhr es ihm halblaut, und er blickte sich gehetzt um, als suche er nach einem Ausweg.

Er warf den Kopf herum und starrte die Stuhlreihe vor, als würde von dort aus jemand auf ihn zukommen.

»Wer ist da, George? Wer?« fragte Raquel erschrocken.

»Ich wollte es dir ersparen«, stieß er hervor. Unwillige Blicke von vorn und hinten trafen ihn. Jemand bat ihn, still zu sein und die Vorführung durch lautes Reden nicht zu stören. Aber er schien das nicht zu hören. »Ich habe geahnt, daß sie kommen würden, heute abend. Ich hätte in der Wohnung bleiben sollen.«

Wie gebannt starrte er zum Ende der Stuhlreihe und legte die Arme auf, als wolle er aufspringen. Sein Atem beschleunigte sich.

»Sie kommen! Sie sind zu dritt«, entfuhr es seinen Lippen. Er warf den Kopf herum. »Da ist auch einer, Raquel!«

Sie folgte seinem Blick, aber sie sah nichts. »Niemand ist da, George.«

Er gurgelte. »Niemand? Du siehst sie bloß nicht! Aber ich kann sie sehen. Dämonen, Raquel! Sie sehen fürchterlich aus, o mein Gott, Raquel!«

Er warf den Kopf hin und her, und seine Miene wurde zu einer angstverzerrten Fratze. »Ihre Augen, wie sie glühen!« Wie erstarrt saß er da, und nur seine Augen bewegten sich.

Plötzlich schrie er gellend auf.

Sein Schrei hallte durch das Theater.

Andere Besucher warfen empört die Köpfe herum, machten »Psst« und schüttelten die Köpfe. Die Schauspieler auf der Bühne blickten irritiert sprachen aber ihren Text weiter.

Da sprang George Beard auf.

Er stand auf seinem Stuhl, kletterte nach hinten und rannte dann durch die Stuhlreihe. Hände griffen nach ihm, empörte Rufe wurden

laut, und auch die Schauspieler kamen durcheinander. Sie spielten nicht weiter, sie standen auf der Bühne herum und starrten in den dunklen Zuschauerraum, zunächst nicht begreifend, was hier vorging.

Dann rannte ein Mann wie von Furien gehetzt durch die Stuhlreihe und schlug um sich, weil Hände nach ihm griffen, die ihn halten wollten.

»George! George!« rief seine Frau, sie stand vor ihrem Stuhl, und die Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Unerhört!«

»So eine Schweinerei!«

»Der Kerl ist besoffen, schmeißt ihn raus!« Die Rufe aus den Reihen verschärften sich.

George Beards Herz schlug rasend schnell, der Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Ein Mann tauchte wie ein Berg vor dem fliehenden Ingenieur auf und griff nach ihm.

»Bitte«, flehte Beard. »Lassen Sie mich los! Helfen Sie mir!«

Der andere packte ihn am Kragen und schob ihn dem Ende der Stuhlreihe entgegen. Alles an Beard flatterte.

»Da – lassen Sie mich los! Schnell! Sie sind ganz nah!« Beards Augen traten aus den Höhlen. Er war in Schweiß gebadet, und in seinen Pupillen flackerte Todesangst.

»Lassen Sie mich los!« Er gurgelte, als griffe etwas nach seiner Kehle. Er riß und zerrte und trat um sich. Er entwickelte eine unmenschliche Kraft. Wie ein Hammer kam sein Bein in die Höhe, und er trat dem breitschultrigen Inder in den Unterleib. Der Getroffene brüllte auf, ließ sofort los und krümmte sich vor Schmerzen.

Stöhnend und keuchend spurtete George Beard los.

Er jagte dem Theaterausgang entgegen.

Zwei Saalordner, die durch den Tumult herbeigelockt worden waren, stellten sich ihm in den Weg. Beard rannte sie einfach um.

Die beiden schmächtigen Männer in ihren goldumbördelten Phantasie-Uniformen wurden gegen die, mit dunkelrotem Samt bespannte, Stoffwand geschleudert. Einer stürzte, der andere fing sich sofort wieder und setzte dem Fliehenden nach.

George Beard schrie und tobte, schlug um sich, obwohl niemand mehr nach ihm griff.

Aber da waren Unsichtbare die ihn anfielen, und er schien sie wahrzunehmen.

»Weg! Geht weg von mir!« schrie er, und seine Stimme übertönte das allgemeine Gemurmel.

Raquel Beard hörte alles wie durch eine dicke Wattewand. Das Blut rauschte wie ein wilder Wasserfall in ihren Ohren. Sie bekam alles nicht mehr mit.

»Helft ihm, helft meinem Mann!« kam es tonlos und schwach über ihre Lippen. Dann verließen sie ihre Sinne.

Jemand fing sie auf, ehe sie zu Boden stürzte.

*

George Beard hetzte durch das Foyer. Seine Schritte hallten auf dem Boden.

Er wagte es nicht ein einziges Mal sich umzusehen.

Er wußte, welch furchtbare Gestalten hinter ihm herrannten.

Die Welt hatte sich verändert. Er hatte mit Kräften und Mächten gespielt, die nun ihren Tribut forderten.

Seine Todesahnungen erfüllten sich.

Er flog förmlich an den Garderoben vorbei und jagte die breiten, marmornen Stufen empor.

Er riß das gläserne Portal auf.

Vor ihm die Hauptstraße.

Sie war belebt, aber nicht übermäßig frequentiert.

Taxis zuckelten vorbei, auf der anderen Straßenseite hockte ein blonder Bettler und wartete offenbar auf das Ende der Vorstellung.

George Beard achtete nicht auf den Verkehr.

Der Engländer erreichte die andere Straßenseite, in dem er blindlings zwischen Autos und Radfahrern seinen Weg suchte.

Der Schweiß lief ihm übers Gesicht. Beard lief vor seinem Tod davon, obwohl er wußte, daß es keinen Ausweg gab. Die natürliche Angst der Kreatur vor dem Ende machte auch vor ihm nicht halt.

Er rannte in eine dunkle Seitengasse. Hier herrschte kein Verkehr, hier war kein Mensch, der ihm den Weg versperrte.

Aber es waren nicht die Menschen, die er fürchten mußte.

Dämonen waren ihm auf den Fersen.

Unheimliche Geschöpfe aus einer anderen Welt trieben ihn in die Enge. Und sie erreichten ihr Ziel.

Beard machte in seiner Kopflosigkeit genau das Falsche.

In der dunklen Seitengasse hoffte er einen Unterschlupf zu finden. Doch ein wirkliches Versteck vor den Mächten der Finsternis gab es nicht.

Sie griffen überall zu. In einem verschlossenen Raum ebenso wie auf der Straße. Für sie existierten keine Wände, keine Mauern.

Boards Atem ging stoßweise.

Der Ingenieur taumelte nur noch vorwärts. Wirr hing das Haar in seinem verschwitzten, totenbleichen Gesicht.

Kleine schmutzige Häuser zu beiden Seiten der Gasse folgten. Der Boden war holprig, einfaches Kopfsteinpflaster. Es roch nach verfaultem Abfall und Abflüssen.

Wie ein Berg plötzlich die hohe, rauhe Mauer, die vor ihm aufwuchs.

Links und rechts Häuser. Eine Sackgasse.

Wie ein Stein fiel Beard gegen die Mauer.

Jetzt war es zu Ende.

Es kam ihm so vor, als befände er sich bereits seit einer Ewigkeit auf der Flucht.

Aber seit seinem ersten leisen Aufschrei im Theater bis jetzt waren gerade fünf Minuten vergangen. Nun wirbelte Beard wieder mit einem Aufschrei herum. Seine Fingernägel kratzten über die rauhe, gekalkte Mauer.

Seine Augen weiteten sich.

Waren es fünf, sechs oder sieben, die auf ihn zukamen? Sie waren schrecklich anzusehen. Ihre Körper waren massig und nackt, mit riesigen, trockenen Schuppen bedeckt, so daß ihr Aussehen etwas von einer urwelthaften Echse an sich hatte.

Ein Zittern lief durch Beards Körper.

Die unheimlichen Köpfe hatten etwas Menschliches und etwas von einer reißenden, unbeschreiblichen Höllenbestie an sich.

Die riesigen Augen glühten in wildem, verzehrendem Feuer.

Dämonen!

Er sah sie ganz deutlich, er konnte nach ihnen greifen, wenn er die Hand ausstreckte.

Sie waren doppelt so groß wie er, und die Mäuler mit den spitzen, dolchartigen Zähnen waren weit aufgerissen. Stinkender Atem schlug ihm entgegen.

Am Ende der Straße sah Beard einen Mann, blieb stehen, blickte in die finstere Sackgasse und zündete sich eine Zigarette an.

Der Mann blickte herüber, und Beard hatte das Gefühl, daß er ihn sah. Aber er erschreckte nicht, er schrie nicht und lief nicht davon. In Ruhe entflammte er seine Zigarette. Er nahm die Ungeheuer aus der Hölle, die ihm, Beard, den Garaus machen wollten, nicht wahr! Er begriff nicht, daß sich hier ein Drama auf Leben und Tod abspielte.

George Beard wollte schreien auf sich aufmerksam machen und zeigen, in welcher Not er sich befand.

Er warf die Arme hoch, doch über seine Lippen kam kein Laut mehr.

Etwas hinderte ihn am Schreien, etwas drückte ihm die Kehle zu.

Sie waren über ihm, und niemand wurde Zeuge.

Nur er sah sie. Er hatte gefürchtet, daß sie kommen würden.

Nun erfüllte sich der unselige Fluch. Beard fieberte. Er sah die unheimlichen massigen Gestalten mit den furchtbaren Gesichtern und er kämpfte und kämpfte. Er schlug ins Leere, stürzte zu Boden und wirbelte herum, als wolle er seine schrecklichen Widersacher

beiseitefegen.

Aber er hatte keinen Erfolg. Seine Kräfte verpufften. Vor seinen Augen begann alles zu kreisen. Die Häuser, die Straße, der sternenübersäte Nachthimmel – alles ein einziges, feuriges Rad, an dem die unheimlichen Gestalten, die ihn umgaben, wie die Speichen stillstanden.

Sie drückten ihm die Kehle zu, und er spürte die krallenartigen Klauen, die sich in seine Haut bohrten.

Beard krächzte. Er wand sich wie ein Wurm auf dem Boden.

Die Unheimlichen umringten ihn, und alles andere verschwand aus seinem Blickfeld.

Ein furchtbares Lachen dröhnte in seinem Gehirn, die Schuppenwesen mit den Klauenhänden wuchsen zu einem unüberwindlichen Berg an.

Plötzlich sah er aus diesen sieben Gestalten – eine werden. Die war so furchtbar anzusehen, daß ihm das Herz stehen blieb.

Und so fand man ihn.

Verrenkt, den einen Arm vor die Augen gepreßt, als wolle er sich vor einem schrecklichen Eindruck schützen, lag er vor der rauhen Mauer. Seine Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen, und sein Atem stand still.

Zwei Stunden vor dem Eintritt seines Todes hatte George Beard seinen Untergang geahnt.

Diese Ahnung hatte sich nun erfüllt.

*

Oliver Turnborgh, ein Freund des Toten und Ingenieur bei der gleichen Firma, war an diesem Abend auch im Theater.

Beard und er hatten noch im Foyer miteinander gesprochen.

Turnborgh war es gewesen, der nach dem allgemeinen Tumult im Innern des Theaters seinen Platz auf dem Balkon verlassen hatte und dem Fliehenden gefolgt war. Turnborgh hatte Beard gefunden. Dann war die Polizei gekommen, und die Dinge hatten ihren routinemäßigen Lauf genommen.

Die Leiche war beschlagnahmt worden, um die wahre Todesursache festzustellen.

Die stand am nächsten Morgen fest, und die Leiche wurde freigegeben.

In einem Zinksarg sollte sie per Flugzeug nach Europa geflogen werden. Das war Raquel Beards Wille.

Am Morgen des Tages nach den Ereignissen suchte Oliver Turnborgh die Witwe seines toten Kollegen auf.

Raquel Beard war bleich, aber gefaßt. In dem langen

schmucklosen, schwarzen Kleid wirkte sie nicht minder anziehend.

Es war zehn Uhr morgens. Raquel Beard hatte die Nachricht vom Polizeipräsidium bereits.

»Herzschlag«, sagte sie matt, während sie am Fenster stand und auf die vertraute Umgebung herabblickte.

Blauer Himmel über Kalkutta, aber die blaue Farbe wirkte gedämpft durch die Glocke aus Dunst und Staub, die über der Stadt lag. »Das hat die gerichtsmedizinische Untersuchung einwandfrei ergeben.« Unbeweglich stand sie am Fenster. »Aber daran glaube ich nicht, ich kann nicht daran glauben.«

Sie senkte den Kopf. Ihre Augen waren rotgerändert. Sie hatte viel geweint in dieser Nacht und kaum ein Auge geschlossen. »Er hat seinen Tod geahnt. Kannst du das begreifen, Oliver?«

»Es gibt Menschen, die so reagieren, Raquel«, erwiderte Turnborgh, leise auf Raquel Beard zukommend. »Es tut mir alles so leid«, fuhr er fort. »Ich kann es noch gar nicht fassen.«

»Ich auch nicht. George tot? Ich kann es nicht glauben.« Sie wandte sich um, blickte ihm kurz in die Augen und ging dann still durchs Zimmer. Leise und ausführlich berichtete sie von ihrem Gespräch, das sie mit George gestern abend vor dem Weggehen ins Theater noch geführt hatte. »Ich sollte nicht darüber sprechen«, leitete sie diese Ausführungen ein »aber ich muß es einfach! Herzschlag? Das ist die offizielle Verlautbarung. Es war kein Herzschlag, ich glaube jedenfalls nicht daran. Zuviel Mystisches spielt dabei eine große Rolle, Oliver.«

Er hörte ihr aufmerksam zu. Sie schenkte während des Erzählens jedem einen Sherry ein.

Als sie geendet hatte, schloß sie die Schubfächer des Schreibtisches auf, an dem George Beard oft gesessen und manchmal bis in die Nacht hinein gearbeitet hatte. Hier lagen nicht nur Arbeitspapiere, sondern auch private Niederschriften, die Beard über seine okkulten Forschungen angefertigt hatte.

Aus den Gesprächen mit dem Arbeitskollegen wußte Oliver, daß George Beard ein ungewöhnlicher und seiner Meinung nach etwas verschrobener Mensch gewesen war. Die Ansichten, die er im persönlichen Gespräch oft vertrat, waren mehr als erstaunlich gewesen.

George war ein Träumer, ein weltabgeschiedener Spinner. Das war die Meinung derjenigen gewesen, die enger mit ihm Kontakt hatten. Für ihn gab es mehr als diese Welt, mehr als den Alltag, den jeder um sich herum wahrnahm.

George Beard hatte ernsthaft den Versuch unternommen, mit jenseitigen Mächten in Verbindung zu treten und hatte die Bekanntschaft außergewöhnlicher Menschen, die sich mit ähnlichen

Phänomenen beschäftigten, gesucht und auch immer wieder gefunden. Trotz dieser verträumten Richtung in seinem Leben hatte er seinen Beruf, der Sachlichkeit und Nüchternheit erforderte, ausgefüllt. Er war Ingenieur mit Leib und Seele gewesen.

»Ich habe bis in der letzten Nacht niemals zuvor in Georges privatem Bereich herumgeschnüffelt. Zwar hat er oft erwähnt, daß er beabsichtige, eines Tages mal ein Buch über seine okkulten Forschungen zu schreiben. Er hat tatsächlich damit angefangen, und erstaunlicherweise ist es so, daß er hier in Kalkutta den Anstoß dazu erst richtig bekommen hat durch seine Bekanntschaft mit Ajit Lekarim. Ich habe die Texte von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen. Er schreibt darin von einem Haus auf dem Hügel, in das er gemeinsam mit Lekarim oft gegangen ist. Ein alter Mann soll dort wohnen, der sich mit mystischen Dingen befaßt. George hat den Weg zu diesem Haus so genau beschrieben, daß ich dorthin gegangen bin.«

Oliver Turnborgh sah sie erstaunt an.

»Ich habe heute nacht nicht eine einzige Stunde geschlafen, ich habe die ganze Nacht gelesen. Und heute morgen, kaum daß die Sonne aufgegangen war, habe ich mich auf den Weg gemacht und das Haus auf dem Hügel gesucht. Ich habe es gefunden. Es ist verschlossen, und niemand lebt dort. Ich möchte mir das Haus näher ansehen, Oliver. Ich brauche jemand, der mir hilft.« Sie hob den Blick. Festigkeit, Kraft und Energie sprachen aus ihrem Blick und ihrem edel geschnittenen Gesicht. »George hat mir strengstens verboten, etwas zu unternehmen. Aber so kann ich nicht leben, Oliver!

George starb nicht an einem Herzschlag, George wurde bedroht! Von wem, Oliver? Das möchte ich herausfinden. George hatte Angst. Er hat etwas gesehen, was ihn zur Flucht veranlaßte. Gestern abend noch glaubte ich, er sei verwirrt oder geisteskrank. Aber nun bin ich fast versucht anzunehmen, daß George ein armer, bedrängter Mensch gewesen ist, der Hilfe brauchte. Was gibt es im Haus auf dem Hügel, Oliver? Ich möchte es ergründen. Ich kriege das merkwürdige Gefühl nicht los, daß dort das Geheimnis liegt, das George Beard zum Schicksal geworden ist. Ich muß es herausfinden. Nicht eher werde ich aus Kalkutta abreisen.«

*

Oliver Turnborgh gab ihr das Versprechen, sie zu begleiten. Aber er konnte dieses Versprechen erst am Nachmittag einlösen. Einen halben Tag brauchte er noch, um die einzelnen Baustellen zu inspizieren. Er versprach, gegen vier Uhr wieder zu kommen. Das tat er dann auch.

Raquel Beard trug einen leichten, dunklen Mantel über einem

kurzen, schwarzen Kleid.

Oliver Turnborgh kam mit seinem Wagen. Der Ingenieur bewunderte die Energie dieser Frau, die nicht daran glaubte, daß ihr Mann auf natürliche Weise ums Leben gekommen war.

Er selbst, Turnborgh, hatte mit eigenen Augen einen Teil des Dramas miterlebt. Er war Zeuge des Geschehens im Theater geworden. George Beard mußte den Verstand verloren haben.

Oliver Turnborgh hatte darum gebeten, auch ihm einen Einblick in die privaten Aufzeichnungen seines Freundes George zu gewähren. Doch dies hatte Raquel Beard abgelehnt. Turnborgh begriff dies so, daß sie offenbar fürchtete, ihn in eine Sache hineinzuziehen, was bisher nur George etwas anging und was sie nun ergründen wollte.

»Wenn wirklich etwas an den Dingen ist, von denen er schreibt, dann möchte ich nicht, daß auch du noch mit hineingezogen wirst«, bemerkte sie mal während der Fahrt.

»Wenn es wirklich so gefährlich ist, Raquel, dann solltest du mich erst recht einweihen. George hat dich doch gewarnt, irgend etwas nach seinem Tod zu unternehmen, nicht wahr? Ich kann es nicht verantworten, dich einfach mit offenen Annen in ein Unglück rennen zu sehen, vor dem George dich bewahren wollte.« Turnborgh steuerte seinen verstaubten Ford an den Straßenrand. Die Innenstadt lag bereits hinter ihnen. Das Haus auf dem Hügel, zu dem Raquel wollte, lag an der südlichen Peripherie. Oliver Turnborgh drehte sein Gesicht seiner hübschen Begleiterin zu. »Sag' mir die Wahrheit, Raquel! Ich möchte nicht, daß es dir so ergeht, wie es George ergangen ist. Worum handelt es sich eigentlich, Raquel?«

Sie erwiderte seinen Blick aus dunklen, unergründlichen Augen.

»Glaubst du an Geister, Oliver?«

Er blieb ernst, als sie das fragte. »Das kommt darauf an, was du damit sagen willst. Wenn du meinst, daß in Schlössern und verwunschenen Häusern kalkweiße Gestalten auftauchen und um Mitternacht durch die Räume schwirren, dann muß ich mit nein antworten. Wenn du mich allerdings fragst, ob ich daran glaube, daß es eine unsichtbare Geisterwelt gibt, dann würde ich mit möglicherweise antworten.«

»Ich glaube, ich weiß, was du sagen willst. Nehmen wir diese unsichtbare Geisterwelt als gegeben an, Oliver. George hatte Kontakt zu dieser Geisterwelt.«

»Ich weiß. Er sprach nicht nur mit mir darüber.«

»Aber niemand hat ihn ernst genommen.« Sie öffnete die kleine Handtasche, die sie bei sich trug, und nahm ein in schwarzes Leder gebundenes Notizbuch heraus. Sie reichte es einfach an Turnborgh weiter. »Vielleicht hast du recht«, fuhr sie leise fort. »Vielleicht solltest du wirklich wissen, in was ich dich da hineinziehe. Es war falsch

gewesen, von dir zu verlangen, mich zu begleiten. Ich war egoistisch. Ich muß zugeben: ich hatte Angst. Ich war neugierig, aber ich brachte es nicht fertig, allein etwas zu unternehmen. Als ich heute morgen vor dem Haus stand, packte mich plötzlich kalte Angst. Die Ruhe auf dem Hügel ist ungewöhnlich, um nicht zu sagen unheimlich. Ich glaube, ich bin einfach davongelaufen und war froh, daß ich den Taxichauffeur gebeten hatte, an der Straße unten zu warten. Zu Hause angekommen, gingen mir die makabersten Gedanken durch den Kopf. Ich wurde erst wieder ruhiger, kurz bevor du zu Besuch kamst. Sieh in das Buch.«

Oliver Turnborgh schlug es wortlos auf.

Er bekam Bleistiftzeichnungen zu sehen. Das Ganze sah aus als ob ein Maler hier unzählige Skizzen angefertigt hätte. Die Zeichnungen waren nicht ohne Talent gemacht. Sie waren frisch und hatten Schwung. Nur die Themen selbst, denen George Beard sich verschrieben hatte, waren mehr als merkwürdig.

Oliver Turnborgh sah schreckliche Gestalten, die direkt aus der Hölle entsprungen zu sein schienen. Es war die Wiedergabe von Ungeheuern und menschenähnlichen Wesen, die sicher dem Gehirn eines Geisteskranken entstammten.

In was für eine Welt hatte Beard Einblick gehabt?

»Das ist ja furchtbar«, kam es über Turnborghs Lippen.

»Ja, das ist es. George schreibt an anderer Stelle, daß er diese schrecklichen Ungeheuer wirklich gesehen hat. Im Haus auf dem Hügel.«

*

»Wir gehen hin«, sagte Turnborgh entschlossen. Er blätterte die folgenden Seiten nur flüchtig durch. Es war überall das gleiche. Verzerrte Fratzen, entstellte Körper, auf einem winzigen, zwergenhaften Leib saß ein überdimensionaler, aufgequollener Schädel in dem die Sinnesorgane falsch angeordnet waren, in dem die Glubschaugen wie in einem Brei saßen, und aus dem gewundene Hörner wuchsen.

Beards Alptraumgestalten waren erschütternd und schockierend.

Oliver Turnborgh gab das Notizbuch zurück. »Wir gehen hin«, sagte er noch mal, als müßte er das bekräftigen. »Es besteht kein Grund, Angst zu haben, Raquel, und es war richtig gewesen, mich ins Vertrauen zu ziehen.«

Er startete den Ford wieder und fuhr weiter. Eine gewaltige rote Staubwolke wurde von den Rädern aufgewirbelt.

»Ich sehe die Dinge ganz anders«, meinte er, als sie an der nächsten Kreuzung nach links auf eine unbefestigte Straße abbogen, die wie

eine Allee mit Debdalu-Bäumen wirkte. Die langen Blätter der Bäume bildeten eine dichte Krone. »Verzeih' mir, wenn ich jetzt etwas sage, was dich verletzen könnte.«

»Sprich ruhig offen über alles, Oliver! Ich kann es mir denken. Du bist der Überzeugung, daß George – verrückt gewesen ist. Eine schizophrene Persönlichkeit, seit langem schon, der man jedoch die gefährliche Krankheit nicht angesehen hat.«

»Ja, Raquel. So hart sich das anhört, ja, genau das meine ich.«

»Wir werden sehen«, erwiderte sie einfach.

»Wir werden vor allen Dingen das Haus auf dem Hügel sehen, und ich werde dir beweisen, daß du keine Angst zu haben brauchst. Georges Tod ist bedauerlich, aber unter den bestehenden Umständen ist es doch das beste, was ihm passieren konnte.«

Danach herrschte geraume Zeit Schweigen.

Sie kamen an einzeln stehenden, ärmlichen Behausungen vorüber. Kinder, die am Wegrand spielten, waren nur in Lumpen gekleidet. Sie winkten dem vorbeifahrenden Auto nach. Raquel Beard winkte zurück.

Der Weg war holprig, und die schlechte Federung des alten Wagens machte sich besonders unangenehm bemerkbar.

Sie kamen an einer Siedlung vorüber, die hauptsächlich aus Wellblechbaracken, Lehmhütten und einfachen Bretterbuden bestand. Hier lebten hauptsächlich Flüchtlinge. Hunderte von diesen kleinen armseligen Hütten standen beisammen.

Einen Kilometer weiter aber sah die Umgebung ganz anders aus.

Hier, abseits vom hektischen Leben und von den Menschen, breitete sich ein fast ländliches Gebiet aus. Kleine, mit Debdalu- und Mango-Bäumen bewachsene Hügel lagen vor ihnen.

Der Weg wurde jetzt schmal, er war gerade noch so breit, daß die Bauern von den umliegenden Äckern und Feldern mit ihren Karren darauf fahren konnten.

Raquel Beard gab Turnborgh Hinweise, wie er fahren sollte. Gleich hinter dem ersten Hügel ging der Weg weiter.

Dann mußte Turnborgh seinen Wagen stehen lassen. Ein schmaler, gewundener Trampelpfad führte auf den etwa sechzig Meter hohen Hügel. Von hier unten war nicht zu sehen, daß ein Haus dort oben stand.

Oliver ging der jungen Witwe voran.

Dicht an dicht standen Debdalu-Bäume und einige Mango-Bäume. Auf einem knorrigen, absterbenden Mango-Baum hockten zwei Geier, die aus ihrer Lethargie erwachten, als die beiden Menschen auftauchten.

»Das scheint ihr Stammplatz zu sein«, bemerkte Raquel Beard. »Die waren heute morgen schon da.«

Da alte, zerfallene Lehmhaus mit den halb zugenagelten Fensterlöchern lag versteckt hinter den Bäumen. Unkraut und Moos wuchsen auf dem brüchigen Mauerwerk, in den Ritzen und Spalten der Hütte, wo sich Staub und Erde festgesetzt hatte und den notwendigen Nährboden lieferte.

Hier oben herrschte eine unheimliche Ruhe.

Nur die beiden Menschen selbst machten Geräusche, als sie sich auf dem harten, festgetretenen Boden um das Haus herum bewegten.

Turnborgh warf einen Blick durch die breiten Ritzen, welche die ungehobelten Bretter vor dem einen Fenster bildeten.

Innen war alles dunkel und ruhig. Spinngeweb hing von der Decke herab.

»Hier soll George gewesen sein?« murmelte er und schüttelte den Kopf. »In dieser Bruchbude? Die ist doch schon seit einer Ewigkeit nicht mehr bewohnt.«

»Wenn Georges Eintragungen stimmen, wenn nur ein Funke Wahrheit in ihnen steckt, dann war er noch vor einer Woche hier. Das jedenfalls geht aus den Angaben hervor«, erwiderte Raquel Beard.

»Hallo?« rief Oliver Turnborgh durch das Fensterloch. »Ist da jemand?«

Im Haus raschelte es. Schnelle, kleine Füße bewegten sich über den Boden. Oliver sah einen Schatten verschwinden.

Ratten!

Der Engländer streckte seinen Kopf unwillkürlich weiter vor. Spinngewebe blieb an seinen Haaren hängen. Über das morsche, verwitterte Holz krabbelten kleine Käfer und Ameisen.

»Hier leben Ratten und sonstiges Ungeziefer, das ist alles. Wenn George wirklich in einem Haus auf dem Hügel gewesen ist, dann war es bestimmt nicht hier.« Der Engländer löste sich vom Fenster und näherte sich der Tür.

Ein scharfer Druck dagegen, und sie flog nach innen auf.

Ein Schloß gab es hier nicht. Die Tür wurde nur durch einen kräftigen Draht gehalten. Sie fiel fast aus den Scharnieren, als Turnborgh sich dagegen warf.

Sand und Staub rieselten von oben auf ihn herab.

»Was will George hier gemacht haben?« rief er aus.

Raquel Beard antwortete nicht. Scheu trat sie näher und blickte sich um.

Es war spät am Nachmittag, die Sonne stand schon ziemlich tief, und die Schatten waren lang und kräftig.

Ratten raschelten irgendwo im Dunkeln.

Von draußen kam man gleich in einen Wohnraum, der auch als Schlafzimmer und Küche gedient hatte. Es gab einen alten, eisernen Herd und ein klappriges Bettgestell. In dem Lumpenberg, der dort

aufgeschichtet war und offensichtlich dem früheren Bewohner als Zudecke gedient hatte, krabbelten Wanzen.

Das restliche Tageslicht, das noch durch die Ritzen und Spalten der Bretterverkleidung am Fenster fiel, reichte nicht aus, um jeden Winkel auszuleuchten. Die Ecken blieben finster, doch Turnborgh hatte vorsichtshalber die Taschenlampe aus dem Handschuhfach seines Autos mitgenommen. Der helle Strahl wanderte lautlos über die armseligen Einrichtungsgegenstände. An der einen Wand hing ein schmutziges Laken herab, das als Vorhang diente.

Turnborgh schob das Laken zur Seite. Die Messingringe klimperten. Das Geräusch und das Auftauchen des Menschen trieb eine Anzahl fetter Ratten auseinander, die in der fensterlosen Kammer Zuflucht gesucht hatten.

Raquel Beard sprang mit einem Aufschrei zur Seite. Eine Ratte rannte genau gegen ihr rechtes Bein, schlug einen Haken wie ein Hase und huschte hinaus ins Freie. Zwei andere verschwanden unter dem klapprigen Bett und suchten Schutz in dem Berg aus Lumpen und Laken.

Aber die Ratten, die nicht den Weg nach draußen suchten, fanden dennoch einen Ausweg. Es gab zwei weitere Möglichkeiten zum Unterschlupfen. Ein Loch in der Wand führte in einen dunklen Schlund, und in dieser Ecke blieb der Strahl aus Turnborghs Taschenlampe haften.

Deutlich war nicht nur eine eiserne, halb geöffnete Klappe auf dem Boden zu sehen, sondern es fiel ihm auch sofort auf, daß schon jemand vor ihm hier war. Der Staub auf dem Boden war verteilt, als hätten Füße ihn niedergetreten und zur Seite geschoben. Die eiserne Platte war verrostet, aber es lag kein Staub darauf.

Drei Ratten huschten hintereinander durch den Spalt und verschwanden vor seinen Augen.

Die kleine Hütte bestand aus nur zwei Räumen: dem Zimmer, das Turnborgh und Raquel Beard gleich bei ihrem Eintritt gesehen hatten, und der kleinen Kammer, in die der Ingenieur eingedrungen war.

Die junge Witwe kam auf Turnborgh zu.

Oliver hob mit der Fußspitze die eiserne Klappe an und drückte sie zurück. Dumpf und scheppernd krachte sie gegen die Innenwand der Kammer.

Der Lichtstrahl erfaßte die schmale, steil nach unten führende Treppe, die eigentlich keine Treppe war, sondern mehr eine gemauerte Leiter.

Auch hier lag kein Staub!

Oliver Turnborgh und Raquel Beard sahen sich an. Niemand sprach ein Wort. Beide dachten dasselbe. Hier war öfters jemand hergekommen. George?

»Ich geh' runter«, sagte Turnborgh heiser. Er versuchte, ausgeglichen und ruhig zu erscheinen. Aber das gelang ihm nicht. Erregung hatte ihn gepackt und Neugierde. Was gab es hier unten in diesem schwarzen Schlund? Er mußte an die Gestalten in George Beards Notizbuch denken. Hatte George etwa seine Modelle gefunden?

*

Eine halbe Minute standen sie beide unbeweglich vor dem schmalen Schacht und starrten in die Tiefe. Er war so tief, daß der Lichtstrahl nicht ausreichte, um ihn auszuloten.

»Ich seh' mich da unten mal um, Raquel«, sagte Turnborgh.

»Sei vorsichtig«, mahnte sie.

»Warum?« Er lächelte sie an. »Vor den Ratten habe ich keine Angst.«

»Ich werde mit nach unten gehen.«

»Nein. Das ist zu beschwerlich. Und dann: was sollte es für einen Sinn haben? Ich werde dir alles sagen, was ich sehe. Und wenn ich irgend etwas entdecken sollte, was auf George hinweist, werde ich es dich auf jeden Fall wissen lassen.«

»Danke, Oliver, du bist ein guter Freund.«

Er stieg in den Schacht. Es ging so steil nach unten, daß er sich mit einer Hand gegen die knochentrockene Wand stützen mußte.

Raquel Beard blieb am Schachteingang stehen.

Sie sah sich um. Es war ihr nicht ganz geheuer in diesem alten, unbewohnten Haus, in dem George von Zeit zu Zeit verkehrt hatte.

Sie mußte an die Aufzeichnungen in seinen Notizbüchern denken. Daraus ging hervor, daß er den Stunden, die er in dem Haus auf dem Hügel verbringen durfte, förmlich entgegengefiebert hatte.

Aus den Schriften ging auch hervor, daß er nie allein gekommen war. Ajit Lekarim hatte ihn stets begleitet, der Yogi, von dem George vom ersten Tag an fasziniert war.

Lekarim hatte seinen Doktor gemacht, danach aber seinen Beruf nicht ausgeübt. Abgeschieden von der Welt hatte er sich mit dem Glaubensgut seines Volkes und unbekannten, geheimnisvollen Schriften befaßt. Als Prediger war er eine Zeitlang durch das ganze Land gewandert, hatte gelebt wie ein Mönch oder wie ein Bettler, der von dem lebte, was er von den Ärmsten der Armen selbst noch erhielt.

Raquel hätte den Inder nur einmal in ihrem Leben gesehen. Er hatte die Figur eines Asketen und den Geist eines Weisen. Die Begegnung mit ihm hatte sie beeindruckt. Lekarim war ein Mensch, der zurückgezogen lebte, der das All, die Schöpfung und das Menschendasein zu ergründen und begreifen suchte.

Wunderbare Worte waren über seine Lippen gekommen, Worte,

die seine Weisheit und Klugheit bewiesen. Und schon jetzt schien es ihm gelungen, den Körper mit seinem Geist zu überwinden. Er hatte sich nicht nur völlig schmerzempfindlich gemacht, so daß er der Yogi-Figur in der Karikatur, die sich auf Nagelbretter zu legen pflegte, in der Tat nahekam.

Raquel Beard wußte, daß Lekarim sich bei vollem Bewußtsein einer Blinddarmoperation unterzogen hatte. Man konnte seinen Körper mit einer langen Nadel durchstechen, ohne daß auch nur ein Schmerzenslaut über seine Lippen kam. Und aus der verursachten Wunde quoll auch nicht ein einziger Blutstropfen.

Aber damit nicht genug! Das Erstaunliche dabei war, daß selbst eine böse Wunde sich nicht entzündete und nicht eiterte. Innerhalb von drei Tagen war sie verschwunden. Der Schorf fiel ab, und darunter war die neue Haut entstanden.

Durch ihren nun auf so geheimnisvolle Weise ums Leben gekommenen Mann wußte sie, daß es aber noch mehr bemerkenswerte Dinge im Leben von Dr. Lekarim gab. So hatte George zu berichten gewußt, daß Lekarim nicht nur hypnotische, sondern auch parapsychologische Kräfte entwickelte. Er konnte aus einer bestimmten Entfernung einen Gegenstand bewegen, ohne ihn zur Hand zu nehmen.

Sie hielt das Ganze zwar für übertrieben, aber George war von seinem Freund begeistert gewesen. Jetzt nach der Lektüre seines eigenwilligen Tagebuches aber schien sich zu zeigen, daß Lekarim noch über mehr Eigenschaften verfügte, von denen George nie etwas hatte verlauten lassen…

Raquel Beard sah in den Schacht hinab und beobachtete den tanzenden Strahl der Taschenlampe.

Dann verkleinerte sich die Lichtfläche nicht mehr. Oliver mußte festen Boden unter den Füßen haben.

»Alles okay?« fragte Raquel nach unten.

»Alles okay«, antwortete Turnborgh. »Was siehst du, Oliver?« Raquels Stimme hallte durch den Schacht.

Turnborgh befand sich in etwa zehn Meter Tiefe. Der Boden bestand aus schwarzem Gestein, welches das Licht förmlich schluckte.

»Hier unten verbreitert sich der Schacht. Ein Weg geht nach links ab. Ich werde nachsehen, wohin er führt. Komisch ist das schon. Da scheint jemand genau in den Hügel hinein diesen Schacht getrieben zu haben, aber das ist alles andere als ein Keller.« Seine Stimme dröhnte durch das stille Haus.

Der Lichtstrahl verschwand.

Raquel Beard lauschte in die Tiefe. Unruhe erfüllte sie.

Das Gefühl von Unwohlsein, das sie befiel, als sie dieses Haus betrat, wurde stärker.

Sie konnte es sich nicht erklären. Sie war durcheinander und machte sich Vorwürfe, daß sie trotz Georges Verbot diese Schritte unternommen hatte.

Abwartend stand sie da, aufs äußerste gespannt.

*

Oliver Turnborgh ging den Stollen weiter, der sich dem Schacht anschloß.

Hier unten gab es keine Ratten, kein Ungeziefer. Das war merkwürdig.

Die Wände waren glatt und schwarz.

Der Stollen verbreiterte sich zu einem ovalen Raum. Der sah aus wie der Versammlungsraum einer geheimen Sekte.

Im Halbkreis standen kleine Würfel aus Lehm, in die Sitzflächen eingedrückt waren. Wie abgeschnittene kurze Säulen wirkten diese Lehmwürfel. Vor jedem lagen zwei gekreuzte Knochen.

Es waren Menschenknochen. Es handelte sich um die Unterarmknochen von Verstorbenen. Überall waren die skelettierten Hände noch voll erhalten.

Oliver Turnborgh schluckte.

Wie auf Eiern gehend, trat er vorsichtig zwei, drei Schritte näher.

Den Strahl der Taschenlampe über die Knochen führend, mußte er erkennen, daß sie alle in der gleichen Stellung vor den Lehmwürfeln lagen.

Bei insgesamt dreizehn Würfeln bedeutete das sechsundzwanzig Unterarmknochen.

Wo kamen die her? Warum befanden sie sich hier?

Der Verdacht stieg in ihm auf, daß sich hier ein Zirkel getroffen hatte, der einem gespenstischen Ritus folgte.

Hatte man Menschen geopfert?

Unwillkürlich drängte sich ihm dieser Verdacht auf. Und der verstärkte sich noch, als er in die Mitte des Halbkreises ging. Dort waren dreizehn Totenschädel zu einem Kreis zusammengestellt. Es fiel auf, daß diese Totenschädel alle gleich weit von dem äußeren großen Halbkreis entfernt lagen. Und noch etwas fiel Turnborgh auf, obwohl er keine Gesetzmäßigkeiten suchte.

Alle Köpfe mit den leeren Augenhöhlen waren nach innen gedreht, und die gekreuzten bleichen Armknochen standen so, als würden die starren, weißen Finger im Tod nach den Schädeln greifen.

Waren Armknochen und Totenkopf identisch, stammten sie von einunddemselben Körper?

Er ließ den Strahl der Taschenlampe im Kreis wandern, drehte sich dabei selbst herum und wollte alles in sich aufnehmen. Er versuchte

zu begreifen, weshalb George Beard hier verkehrte.

Welchem Zirkel hatte sich der tote Freund zu Lebzeiten angeschlossen?

Dies hier paßte irgendwie zu ihm, zu seinen eigensinnigen Gedanken und der Traumwelt, die seinen Verstand schließlich umkippen ließ.

Dreizehn Eingeweihte gehörten diesem Kult an. Für jeden gab es einen Sitzplatz.

Und was hatte der Kreis aus Totenschädeln in der Mitte zu bedeuten?

Er war jedenfalls groß genug, daß man sich bequem hineinstellen konnte.

War hier eine vierzehnte Person als Meister des Zirkels in der Mitte angebetet worden, oder waren hier die Geister erschienen, von dreizehn kranken und verwirrten Gehirnen gerufen?

Alles mögliche ging Turnborgh durch den Kopf.

Er machte einen Schritt über den Kranz der dreizehn bleichen Schädel hinweg.

Kaum hatte er auch den zweiten Fuß in das Zentrum des Kreises gesetzt, als ein Blitz sein Bewußtsein spaltete.

Für Bruchteile von Sekunden glaubte er, sein ganzer Körper würde explodieren.

Er wurde zu Boden geschleudert, in eine wirbelnde Tiefe gerissen, und feurige Spiralen jagten auf ihn zu. Wie der Riesenschlund eines prähistorischen Ungeheuers kamen diese zuckenden, glutroten und blaßgrünen Spiralen auf ihn zu.

Oliver Turnborgh schrie. Das heißt, er riß den Mund auf und versuchte es. Aber er vernahm seine eigene Stimme nicht. Die Luft blieb ihm weg, es gab keinen Sauerstoff mehr.

Mit schreckgeweiteten Augen nahm Oliver wahr, daß seine Umgebung sich veränderte und der unterirdische Raum mit den bleichen Knochen nicht mehr existierte für ihn.

Die Spiralen wurden hektischer und farbenkräftiger.

Die Lunge des Engländers schien zu platzen.

Was passierte hier? In was für eine schreckliche Falle war er gelaufen?

Er glaubte, sich mehrfach zu überschlagen, und hatte das Gefühl, die Glieder einzeln aus dem Körper gerissen zu bekommen. Dann folgte ein ungeheurer Ruck.

Die Fallbewegung ins Nichts hörte schlagartig auf.

Er spürte festen Boden unter den Füßen.

Oliver Turnborgh kippte um, er konnte sich nicht halten. Vor seinen Augen tauchte alles in absolute Finsternis.

Der Kopf des Engländers fiel zur Seite, und die Sinne verließen ihn.

*

Ein geheimer Beobachter, der sich im Keller des Hauses auf dem Hügel versteckt gehalten hätte, würde dies alles nicht bemerkt haben.

Nur eines hätte er mit Verwunderung feststellen können: Die Stelle im Kreis der bleichen Totenschädel war leer.

Oliver Turnborgh war von einer Sekunde zur anderen verschwunden, als hätte er sich ins Nichts aufgelöst.

*

Zehn Minuten vergingen, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde.

Da hielt sie es nicht mehr länger aus. Raquel Beard beugte sich über die Schachtöffnung.

»Oliver?« rief sie laut, und der Ruf verhallte in der finsteren Tiefe.

Sie lauschte. Keine Antwort, kein Geräusch.

»Ooollliiivvveeerrr!«

Langgezogen hallte der Ruf durch den Schacht.

Aber Oliver Turnborgh schwieg.

Für einen Moment faßte Raquel den Gedanken, ebenfalls in die Tiefe zu steigen, und sie setzte ihren Fuß schon auf die zweite Sprosse.

Siedendheiß kam ihr der Einfall, daß Oliver etwas zugestoßen sein konnte. Er würde sie doch niemals eine halbe Stunde lang hier warten lassen, das war doch absurd! Er konnte sich doch denken daß sie sich Sorgen machte.

Sie durfte nicht nach unten steigen. Vielleicht lief auch sie dann in die lauernde Gefahr. Sie mußte Hilfe holen.

So dachte sie, und so wollte sie handeln. Schon war sie dabei, wieder nach oben zu steigen, als sie plötzlich ohne ersichtlichen Grund den Halt verlor.

Sie rutschte ab.

Ihr gellender Aufschrei ließ die Luft in der Hütte erzittern.

Raquel Beard, die schöne Witwe, schlug mit dem Kopf und den Schultern gegen die dunkle Schachtwand. Die Engländerin streckte die Hände aus und versuchte einen Halt zu finden, aber ihre Finger glitten über die schmalen Sprossen.

Raquel Beard schlug dumpf auf. Sie brach sich das Genick und war auf der Stelle tot.

Aus den Löchern und ihren Verstecken huschten die Ratten. Hier, außerhalb des rätselhaften Tempels mit den Knochen und Totenköpfen, hatten sie ihre Schlupfwinkel.

Das frische, aus der Halswunde und den Mundwinkeln fließende Blut lockte sie an. Sie stürzten sich quiekend auf die Tote und

begannen ihr grausiges Mahl.

*

Oliver Turnborgh schlug die Augen auf.

»Wo bin ich?« Er dachte es nicht, er sagte es und tat es ganz mechanisch.

Am meisten wunderte er sich darüber, daß er überhaupt noch lebte.

Der ungeheure Druck von seinem Brustkorb war gewichen. Er konnte wieder atmen.

Was war passiert? Das war sein nächster Gedanke.

Turnborgh richtete sich auf.

Man hatte ihn niedergeschlagen, war seine erste Vermutung.

Er blickte sich um.

Schummriges, fremdes Licht herrschte und tauchte die unbekannte Umgebung in einen seltsamen Schein.

Nicht mehr schwarze Wände umgaben ihn, sondern Wände aus einer Art Bastgeflecht, durch das bleiernes Tageslicht sickerte.

Man hatte ihn entführt!

Zwar konnte er sich nicht entsinnen, wie das passiert war, doch er konnte sich immerhin einen Grund denken. Er war mit Raquel in das Haus auf dem Hügel eingedrungen, ohne eigentlich ein Recht dazu zu haben. Und mit dem Haus stimmte etwas nicht.

Er kam auf seine Beine zu stehen, und es verwunderte ihn, daß man ihn nicht gefesselt hatte.

Er kraulte sich im Nacken und versuchte vergebens sich zu erinnern, wie er niedergeschlagen worden war.

War er überhaupt niedergeschlagen worden?

Oliver Turnborghs Gedächtnis funktionierte einwandfrei, und er entsann sich, daß er im Mittelpunkt des Totenschädel-Kreises gestanden hatte. Der Blitz, den er sah, der Sturm, der ihn mitriß, in eine gähnende, furchtbare Tiefe – merkwürdig, hatte er das geträumt?

Er kam sich vor wie in einer Basthütte in Zentralafrika. Die Luft war heiß und stickig, und seine Haut war feucht.

Die Hütte war kreisförmig. Nur zwei Schritte von ihm entfernt gab es einen Durchlaß, der von einem Vorhang aus getrockneten großen Blättern gearbeitet zu sein schien. Turnborgh hatte die Blattform noch nie gesehen.

Seine Verwunderung wuchs noch mehr, als er sich dem Vorhang näherte und ihn vorsichtig zur Seite schob.

Die Blätter waren knochenhart und klapperten wie Muscheln, die aneinanderschlugen.

Was Turnborgh zu sehen bekam, verschlug ihm den Atem.

Vor ihm breitete sich ein sauberes Labor aus, wie es ein Wissenschaftler für seine Forschungen benötigte.

Von einem langen Tisch führten verschiedenfarbige Kabel zu Kolbengläsern und langen, armdicken Glasröhren, die ein dichtes, blinkendes Geflecht unterhalb der glanzlosen, grauen Decke bildeten.

Oliver Turnborghs Augen wurden zu schmalen Schlitzen.

Am Labortisch stand ein Stuhl, der zur Seite gerückt war, als würde er, Turnborgh, zum Sitzen eingeladen.

Irritiert und verwundert trat er näher.

Hinter riesigen Reagenzgläsern und anderen Glasbehältern entdeckten Turnborghs Augen erst jetzt eine kopfgroße, schimmernde Kugel.

Sie war halb durchsichtig.

Es bewegte sich etwas darin.

Der Atem des Engländers stockte. Im ersten Moment glaubte er, sich getäuscht zu haben.

Ein kleines Tier, eingesperrt in einer Glaskugel? Wurden hier biologische oder medizinische Experimente durchgeführt?

Aber es war kein Tier, das er zu sehen bekam.

Das Eingesperrte besaß zwei Beine, stand aufrecht, hatte zwei Arme und auf den Schultern einen Kopf.

Ein Mensch, der lebte, atmete und sich bewegte! Aber nur zehn Zentimeter groß!

Oliver Turnborgh wischte sich über die Augen.

Wachte er, träumte er? War vielleicht alles nur eine Halluzination, hatte dieser Traum schon begonnen mit dem Geschehen von George Beard?

Den Atem anhaltend, trat er näher, umrundete den Tisch und stand gleich darauf vor der kopfgroßen Glaskugel. Von ihr aus führten gewundene Glasröhren zur Decke und verwuchsen dort mit großen Rohren.

Turnborgh blickte das Menschlein an. Das erwiderte seinen Blick. Es handelte sich um einen Mann mit zerfetzter Kleidung auf dem Leib. Sein Körper war eigentümlich bleich, fast weiß, als wäre er jahrelang keinem Sonnenstrahl ausgesetzt gewesen.

Die Kugel war nahtlos aus einem Stück gearbeitet, und Turnborgh konnte sich keine plausible Erklärung darüber machen, auf welche Weise der Mensch in das Innere geraten war.

Der Miniaturmensch bewegte die Lippen und gab durch Gesten zu verstehen, daß er etwas mitzuteilen gedachte. Turnborgh hörte die winzige, weit entfernte Stimme und legte sein Ohr an die Glaswand.

»Was ist passiert?« vernahm er die Frage. »Warum kommt Lekarim nicht zurück? Wissen Sie Näheres?«

Lekarim? Diesen Namen hatte Turnborgh schon mal gehört. Raquel

Beard hatte ihn erwähnt. Im Zusammenhang mit ihrem Mann.

Der Miniaturmensch im Innern der Kugel war aufgeregt. Er schien auf etwas zu warten, und die Tatsache, daß es nicht eintrat, machte ihn nervös.

»Warum sind Sie da drin?« fragte Turnborgh.

Der kleine Mann wartete einen Moment ab, ehe er etwas sagte. »Hat Lekarim Ihnen nichts erzählt? Soll mit Ihnen nicht das gleiche gemacht werden?« Mißtrauen mischte sich in die leise Stimme.

Was ging hier vor? Turnborgh mußte sich eingestehen, daß er so gut wie nichts verstand.

»Gemacht werden? Was soll mit mir gemacht werden?« murmelte Turnborgh. Plötzlich überfiel ihn schlagartig ein furchtbarer Verdacht.

Verbotene Experimente!

Hier wurde mit Menschen experimentiert! Deshalb also war er entführt worden! Man wollte auch ihn benutzen.

Fliehen! Nur Flucht konnte ihm weiterhelfen. Man hatte offenbar damit gerechnet, daß er länger bewußtlos bleiben würde, und aus diesem Grund hatten seine geheimnisvollen, bisher unbekannten Widersacher davon abgesehen, ihm Fesseln anzulegen. Diese Schwäche mußte er sich zunutze machen.

Er geriet plötzlich in Panik, als er daran dachte, vielleicht ein Miniaturmensch zu werden, jeder Gefahr ausgesetzt zu sein, der er sich normalerweise in seiner Originalgröße noch widersetzen konnte.

Er warf sich herum und fing an zu laufen. Er verließ das Labor und stürmte durch den runden Raum, indem er zu sich gekommen war. Er eilte auf die dichtgeflochtene Tür zu und riß sie auf.

Die Luft, die ihn anwehte, war scharf und ätzend wie Säure. Dichte, dunkelgraue Nebelwolken quollen vor ihm auf, als würde ein gigantischer Schornstein Rauch ausstoßen.

Turnborgh hustet.

Seine Augen brannten höllisch.

Der Engländer prallte zurück.

Zum Teufel, zuckte es durch sein Gehirn. Wo befand er sich? Wohin hatte man ihn verschleppt? Er konnte die Hand nicht vor Augen sehen.

Doch er fand keine Gelegenheit mehr, sich nähere Gedanken darüber zu machen und erst lange Nachforschungen anzustellen.

Aus dem dichten Nebel lösten sich drei mannshohe, breite Gestalten und standen mit einem Mal vor ihm wie Pilze, die aus dem Boden schossen.

Turnborgh prallte förmlich zurück.

Was sich da aus dem Nebel schälte, konnte nicht sein.

Er kam aus den Schrecken nicht mehr heraus.

Die Gestalten vor ihm schienen dem Notizbuch George Beards

entsprungen. Das waren die furchteinflößenden Dämonen, die er gezeichnet hatte!

Der Engländer wich zurück. Sein Herz schlug wie rasend, seine Haare sträubten sich. Nie zuvor in seinem Leben hatte er größere Angst ausgestanden als in diesem Moment. Und er fing an, an seinem Verstand zu zweifeln.

Die wie Echsen mit Schuppen bewachsenen Körper der unheimlichen Gestalten schoben sich nacheinander durch die weit aufklaffende Tür.

Aus Turnborghs Kehle kam ein gurgelnder Aufschrei. Die Atmosphäre war erfüllt mit einer Beklemmung, die er nie gespürt, mit einem Grauen, das ihm den Hals zudrückte.

Die drei unheimlichen, schweigsamen Eindringlinge wirkten durch ihre Erscheinung so sehr auf ihn, daß er glaubte, ohnmächtig zu werden.

Da trat noch jemand ein. Eintreten war wohl zuviel gesagt. Er war gefesselt und wurde hereingestoßen. Der Mann war schmal, groß, braunhäutig. Ein Inder mit asketischem Aussehen.

Und hinter dem Inder eine Gestalt, die diesen Mann um Haupteslänge überragte. Der Fremde trug ein bis zu den Knöcheln reichendes schwarzes Gewand, das um den Hals herum weinrot eingefaßt war. Sein Gesicht war kalt und unpersönlich, und seine ganze Erscheinung strahlte etwas Rücksichtsloses und Bedrohliches aus.

Turnborgh erstarrte. Er wollte etwas sagen, aber kein Ton kam über seine Lippen.

»Quappa orggh kamalllu turk!« sagte der im schwarzen Gewand, mit einer Stimme wie klirrender Stahl.

Einer der drei Dämonen reagierte sofort. Seine schuppige Rechte kam in die Höhe.

Turnborgh konnte nicht mal mehr ausweichen, so schnell ging alles. Die Schuppenhand krachte wie ein Hammer gegen seinen Nacken.

Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte der Engländer in die Knie und blieb reglos auf dem Boden liegen.

Der gefesselte Inder warf dem Schwarzgekleideten einen flammenden Blick zu. »Warum haben Sie das veranlaßt?« fragte er in seiner Sprache. »Er hatte nichts damit zu tun. Ich habe ihn nie zuvor gesehen.«

»Das macht nichts«, sagte die kalte Stimme. Aber Ajit Lekarim hörte die Bemerkung nicht über seine Ohren, sondern er vernahm die Worte direkt in seinem Gehirn. Es war eine telepathische Botschaft. Quappa Orgep, der Schwarze Priester verfügte über die Gabe der Telepathie. »Er hält sich an einem Ort auf, wo er nicht sein soll.«

»Er ist durch Zufall hierhergeraten. Er wird das Tor passiert haben, ohne zu wissen, wie dies eigentlich vor sich gegangen ist.«

Quappa Orgep versetzte dem asketischen Inder einen Stoß in den Rücken, daß der Mann nach vorn taumelte.

Trotz seines Protestes und seiner Versuche, den fremden Eindringling aus dem herauszuhalten, was für ihn, Lekarim, nicht mehr zu vermeiden war, wurde er in sein Labor getrieben.

Einer der schuppigen Begleiter des Schwarzen Priesters nahm den reglosen Körper des niedergeschlagenen Engländers auf und schleppte ihn ebenfalls in den Raum, wo das seltsame Labor eingerichtet war.

Der Miniaturmensch in der Glaskugel beobachtete mit vor Schreck geweiteten Augen die Ankömmlinge.

Er fing an zu schreien, trommelte wie irrsinnig gegen die Glaskugel und versuchte, die glatte Wand emporzuklimmen, um in den Stutzen einer der zur Kugel führenden Röhren zu gelangen. Aber das schaffte er nicht.

Er rutschte immer wieder ab.

Seine Anstrengungen waren vergebens.

Quappa Orgep lachte häßlich. Er trommelte gegen die Glaskugel und freute sich an der Angst des Miniaturmenschen, der wie ein aufgescheuchtes Huhn herumrannte, auf der Suche nach einem Ausweg, den es nicht gab.

»Lekarim!« hörten sie alle die feine, piepsende Stimme. »Sie wollten mir helfen! Was ist geschehen, um Gottes willen, was ist denn passiert.«

Der hochgewachsene, sehnige Inder wurde einfach zur Seite getrieben und auf den Boden in die hinterste dunkle Ecke des Labors gestoßen, weit ab vom Arbeitstisch mit den Geräten, den Glaskolben und Behältern.

In die gleiche Ecke ließ eine der mannsgroßen Schuppengestalten auch Oliver Turnborgh fallen. Der Dämon löste breite Baststreifen von der dick geflochtenen Wand und fesselte damit den Engländer.

Auch Lekarim wurden die Beine zusammengebunden, so daß er sich kaum mehr rühren konnte.

Quappa Orgep rief seine drei unheimlichen Begleiter zu sich und sagte in der dumpfen, bedrohlich klingenden Sprache etwas zu ihnen. Sie nickten nur wortlos mit den Köpfen und verließen dann das Labor.

Der Schwarze Priester wandte sein längliches, bleiches Gesicht Lekarim zu.

»Lassen Sie mich ihn wenigstens noch zurückbringen!« flehte der Inder. »Er ist der letzte.«

»Es hat lange gedauert, ehe ich diesen Ort hier überwinden konnte. Sie hatten einen ziemlich starken Abwehrzauber aufgebaut. Aber der ist nicht mehr erneuert worden. Diesen Augenblick habe ich

abgewartet. Nun bestimme ich in dieser Hütte über das, was geschieht!«

Er sprach ohne Gefühl, und er handelte ohne Gefühl. Seine rechte Hand näherte sich der Glaskugel, in der der Miniaturmensch zusammengekauert hockte, den Kopf auf die angezogenen Knie gelegt hatte und ihn mit seinen Armen verdeckte, als könne er sich dadurch unsichtbar machen vor den bösen Eindringlingen, die Lekarims Reich erobert hatten.

Quappa Orgeps Hand glitt in die Glaswand, als teile er einen Nebel. Für ihn gab es keinen Widerstand.

Lekarim wunderte sich nicht. Er kannte die Gesetze, die hier herrschten und wußte, daß in dieser Welt jenseits der dritten Dimension, die für ihn Wirklichkeit war, andere Gesetze herrschten. Die Glaskugel war dreidimensional. Aber Quappa Orgep entstammte der vierten. Für ihn war ein dreidimensionaler Gegenstand immer an einer Seite offen. Lautlos schob sich seine Hand durch das feste Glas, und er tauchte darin ein wie in Wasser. Schon berührten seine Finger den zusammenzuckenden Leib des in der Kugel Hockenden.

Der Miniaturmensch schrie auf, als er sich unerwartet zwischen den Fingern von Quappa Orgep wiederfand.

Er strampelte und schlug um sich. Orgep lachte. Für ihn war es, als ob er ein kleines Tier zwischen den Fingern halte, das keinerlei Macht über ihn hatte.

»Er ist ein Mensch!« kämpfte Lekarim um das Leben seines Schützlings. »Er hat sich mir anvertraut. Ich muß ihm helfen.«

Die letzten Worte bekam Oliver Turnborgh noch mit, der in diesem Augenblick zu sich kam und mehrmals mit den Augen blinzelte, um die Bilder, die er verschwommen und undeutlich empfing, klarer zu sehen.

Das Wiedererwachen begann mit neuem Grauen, nichts anderes mehr schien sein Dasein, das sich von dem Moment an veränderte, als er das Innere des Totenkopfkreises betrat, für ihn bereitzuhalten.

Groß und bedrohlich stand der Schwarze Priester ihnen gegenüber.

»Ein Mensch?« fragte er mit klaren, harten Worten, und auch Turnborgh empfing die telepathische Ausstrahlung. »Eine widerliche kleine Wanze, die ich zwischen den Fingern zerdrücken werde, Lekarim! Sie haben lange genug in Dingen herumgepfuscht, die Sie nichts angehen. So wie dieses zappelnde Etwas hier, werden auch Sie enden, Lekarim. Aber erst verraten Sie mir noch Ihre geheimen Mitwisser. Und die werden Sie mir sagen, davon bin ich überzeugt.«

Quappa Orgep drückte seine Hand einfach zu. Er zerquetschte den zu Faustgröße geschrumpften Menschen, ohne mit der Wimper zu zücken.

*

Oliver Turnborgh stöhnte, er schloß die Augen und drehte ruckartig den Kopf weg. Er merkte die Übelkeit, die in ihm aufstieg.

Dann war wieder die Stimme da, die ihn und Lekarim gleichzeitig erfüllte.

»Dies ist das Zeichen, das ich setze, Lekarim. Wer immer hierher kommen wird, um Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, wird auf solche Weise sterben, Lekarim! Und bei einem wird mir dies eine besondere Genugtuung sein, Lekarim! Ich weiß, Sie haben Hinweise dafür erhalten, daß ein Mann Sie aufsuchen wird, der alles in Bewegung gesetzt hat, um Sie zu treffen. Das ist Björn Hellmark, Lekarim. Wenn Sie wüßten, was für ein Fisch uns da ins Netz geht, würden Sie sich wundern! In der Zwischenzeit wird er wohl schon auf dem Weg nach hier sein, Lekarim. Er wird sich wundern, wenn ich ihn an Ihrer Stelle empfangen werde.«

*

Orgep verließ das Labor.

Draußen vor der rätselhaften Basthütte erwarteten ihn seine ihm persönlich unterstellten Helfer. Quappa Orgep hatte noch mehr. Als Schwarzer Priester konnte er jederzeit über soviel Dämonen verfügen, wie er es für richtig hielt.

Oliver Turnborgh schnaufte schwer. »Ich werd’ verrückt«, stöhnte er. »Vielleicht bin ich es schon. Was ist das für ein Irrenhaus? Lekarim, was geht hier vor?«

Seine Lippen zitterten, sie waren bleich. Er riß an seinen Fesseln. Die breiten Bastfasern waren unnachgiebig.

»Wie kommen Sie hierher und wer sind Sie?« Ajit Lekarim sprach seinen Leidensgefährten in englisch an.

»Wo bin ich hier? Warum antworten Sie nicht auf meine Frage?«

»Ich werde Ihnen antworten, sobald ich Näheres über Sie weiß. Wie ist es passiert? Wie kamen Sie in die vierte Dimension?«

Oliver Turnborgh glaubte nicht recht zu hören. »Vierte Dimension?« fragte er ungläubig.

»Die Welt hinter der Realität, ja. Hinter der Wand dessen, was uns Tag für Tag umgibt, existieren andere Zeit- und Raumebenen.«

»Und da – soll ich – jetzt sein?« stotterte Turnborgh. Seine Stimme war sehr leise, sein Gesicht schmerzverzerrt. Offenbar schnitten ihm die Fesseln ins Fleisch, und der Schlag, den der Unheimliche ihm versetzte, wirkte ebenfalls noch nach.

»Sie sind nicht der einzige, Mister…«

»Turnborgh.«

»Mister Turnborgh. Zu allen Zeiten verschwanden Menschen spurlos, man hat sie nie wieder gefunden. In Polizeiarchiven liegen Akten von Vermißten, über die man nie etwas herausgefunden hat, Menschen, die einfach untertauchten. Mich hat diese Frage ein ganzes Leben lang beschäftigt. Ich fragte mich immer: Was ist aus diesen Menschen geworden? Niemand kann sich in Luft auflösen. Ich bin vielen Spuren nachgegangen. Hunderten, tausenden. Vergebens! Eines Tages kümmerte ich mich um das Haus auf dem Hügel. Dort hatte immer ein alter Mann gelebt. Eines schönen Tages war auch er verschwunden. Ich wußte, daß er sein Haus nicht verlassen haben konnte. Das hätte er mir mitgeteilt, denn dieser alte Mann – war mein Vater. Er war verschwunden aus seinem Haus, ohne es verlassen zu haben. Das klingt mehr als unwahrscheinlich, nicht wahr? Also konnte er nur innerhalb des Hauses verschwunden sein. War ein Mörder gekommen, hatte er ihn irgendwo verbuddelt? Diesen Gedanken ließ ich nicht außer acht. Aber nichts wies auf eine solche Möglichkeit hin. Im Keller fand ich mehrere mit Sanskritzeichen bekritzelte, eigenartig geformte Steine. Ich wußte, daß mein Vater, der seit seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr nach dem Tod seiner Frau sich von der menschlichen Gesellschaft völlig zurückgezogen hatte, um ganz seinem Leben und seinen Gedanken zu leben, auf der Suche nach der Geisterwelt war, die uns umgibt, die wir ahnen und die die wenigsten von uns gesehen haben. Ich habe den Hang zu diesen Dingen offenbar von ihm geerbt, denn schon als Junge versuchte ich, mit Geistern und Dämonen und Göttern zu sprechen, Botschaften zu senden und welche zu empfangen.

Es ist mir nie gelungen! Aber als mein Vater so spurlos verschwand, da wurde mir klar, daß er die Tür zur Geisterwelt aufgestoßen hatte. Ich stand vor unüberwindlichen Schwierigkeiten. Der Kellerraum, den mein Vater verehrte wie einen Tempel, mußte etwas mit seinem Verschwinden zu tun gehabt haben. Ich mied es, in das Zentrum zwischen die beschrifteten und merkwürdig geformten Steine zu geraten. Durch meine Beschäftigung mit der Geisterwelt wußte ich, daß bestimmte geometrische Formen und Symbole bestimmte Geistwesen beeinflussen, rufen oder auch abwehren konnten. Ich studierte die Anordnung der Steine sehr genau.

Mein Vater hat nie eine einzige Zeile hinterlassen, das erschwerte die Sache noch mehr. Aber ich kam dahinter, daß ich den gleichen Weg gehen konnte wie mein Vater, wenn ich gewisse magische Riten vornahm. Doch mußte ich eine Sicherheit haben: Dahin, wo viele schon vor mir gegangen und nicht wieder zurückgekommen waren, wollte ich zwar gehen, aber diesen Ort auch wieder verlassen können. Hier in der Nähe von Kalkutta – das hört sich merkwürdig an, nicht wahr? Kalkutta ist in Wirklichkeit nur einen Schritt entfernt. Und doch

trennen uns Welten davon.

In der Welt der dritten Dimension also, um es genau zu bezeichnen, haben wir in der Nähe von Kalkutta sogenannte Türme des Todes, auch Türme des Schweigens genannt. Eine religiöse Gruppe setzt ihre Verstorbenen dort in diesen hochgebauten und oben offenen Türmen bei. Die Geier kommen und fressen die Kadaver. Übrig bleiben die Skelette. Eine saubere Art, sich seiner Toten zu entledigen.

Ich ging von der Überlegung aus, daß Menschen, die ein heiligmäßiges Leben zu führen versuchen, widerstandsfähiger gegen satanische Anfeindungen und dämonische Versuchungen sind.

Meine Kontakte zu dieser Sekte ermöglichten es mir, nach und nach die Unterarmskelette und Schädel besonders ausgewählter Menschen in meinen Besitz zu bringen und sie unter magischen Formeln und Riten im Keller genauso anzuordnen, wie mein Vater die Steine angeordnet hatte. Die dreizehn Steine selbst entfernte ich und formierte sie zu einem Halbkreis außerhalb des kleinen magischen Kreises, den die Schädel bildeten. Die geöffneten Hände an den ausgestreckten skelettierten Armen aber wurden zum Symbol des Empfangs. Sie sollten mich zurückholen aus jenem finsteren Ort, in den ich eindringen wollte. Dies alles müssen Sie gesehen haben, wenn Sie im Haus auf dem Hügel gewesen sind.«

Oliver Turnborgh nickte abwesend. »Ja«, murmelte er, »ich habe das gesehen.«

»Von dort bin ich gekommen wie Sie. Nur mit dem Unterschied, daß ich dies seit vielen Jahren tue, daß ich angefangen habe, die Welt hinter den Dingen zu erforschen und hier nach einer Möglichkeit zu suchen, jenen zu helfen, die unverschuldet in Not geraten sind.«

»Unverschuldet?« Turnborgh ertappte sich dabei, daß er anfing, die phantastische Geschichte des Inders ernst zu nehmen. »Gibt es denn welche, die auch freiwillig hierher kommen?«

»Solange die Menschheit besteht, gibt es dies. Durch alle Sagen und Legenden spuken Gespenstergeschichten, wird von Dämonen, Teufeln und Ungeheuern gesprochen und geschrieben, die jedoch ins Reich der Märchen verlegt wurden, weil niemand da war, der dies bestätigte, weil es immer wieder Einzelgänger gewesen sind, die davon zu berichten wußten. Seit jeher ist das so. Dann kamen die Hexen, die davon zu berichten wußten, daß sie auf dem Tanzplatz des Satans gewesen seien. Sie wußten seltsame, geheimnisvolle und makabre Dinge zu erzählen. Man suchte diesen Tanzplatz des Satans und man hat ihn nie gefunden. Doch das konnte man auch nicht! Diesen Tanzplatz hat es nie in der realen Welt gegeben! Außer den Hexen und Druiden konnte niemand hin. Ich habe in alten Schriften Hinweise dafür gefunden, daß besondere Auserwählte, die sich den finsteren Mächten verschrieben, in den Besitz eines Spiegels

gelangten, der ihnen die Überwindung der Dimensionsmauer ermöglichte.«

Turnborgh sagte nun nichts mehr. Er war überzeugt davon, es mit einem nicht normalen Menschen zu tun zu haben.

»Die Welt der vierten Dimension, die uns ständig umgibt und die wir nicht sehen, ist ebenso groß und vielseitig wie die, aus der wir kommen, Mister Turnborgh, mit zahllosen Kontinenten, Meeren, Flüssen und Seen. Viele Teile sind unbewohnt, andere quellen über von verschiedenen Stämmen, die gegenseitig verfeindet sind. Es ist eine, reine Welt der Feindschaft. Hier hat das Böse seinen Sieg errungen, und vieles deutet darauf hin, daß auf dieser Seite der Welt alles vorbereitet wird, einen Feldzug durch die dritte Dimension zu machen, um auch hier den Dämonen und niederen Geistern alle Freiheiten zu schaffen, die sie brauchen, um diese Welt ins Verderben zu stürzen. Die Kräfte sind schon jetzt spürbar.«

»Eins verstehe ich nicht«, warf Turnborgh ein, als Lekarim kurz schwieg. »Wie war das mit George Beard? Hat auch er sein Gedächtnis verloren? War auch er hier gewesen und…«

Ajit Lekarim zuckte zusammen. »Beard? Wie kommen Sie auf diesen Namen?«

Turnborgh erzählte ausführlich seine Story.

»Nun begreife ich alles«, murmelte der Inder, als der Engländer geendet hatte. »Jetzt erübrigen sich die Fragen, die ich Ihnen stellen wollte. George ist tot! Und niemand weiß, wie es passiert ist. Herzschlag, sagten Sie? Es war kein Herzschlag gewesen, glauben Sie mir, Mister Turnborgh. George starb keines natürlichen Todes.«

»Genau das hat Raquel auch gesagt.«

»Sie hat recht damit. George hat die Geister gesehen, die er gerufen hat. Auf den letzten Exkursionen hat er mich regelmäßig begleitet. Wir waren eng miteinander befreundet, und ich vertraute George ebensosehr wie er mir. Ich konnte ihn unter dem Schutz der magischen Formeln, die ich für mich finden konnte, mit einem verhältnismäßig geringen Risiko an den Abenteuern teilnehmen lassen. Das bedeutete, daß er mit einer Teilerinnerung in die dritte Dimension zurückkehren und dort seine Skizzen und Gedanken niederschreiben konnte, seinen Blick in ein Geisterreich, wie er es oft bezeichnet hat. Ich mußte ihn allerdings genauso zurücktransformieren wie jene, die ich hier aufgriff oder die mich suchten, um meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. George Beard nahm die Umwandlung immer wieder in Kauf, nur um dabei sein zu können. Im Gegensatz zu mir bestand für ihn nicht die Möglichkeit, wieder über den magischen Kreis im Zentrum der Totenschädel des Hauses auf dem Hügel in seiner gewohnten Gestalt aufzutauchen. Er mußte den Weg über den Mikrokosmos machen, deshalb wurde sein Körper

einem Schrumpfungsprozeß unterzogen.«

Turnborgh schluckte. Am liebsten hätte er nach einem Arzt geschrien, in der Hoffnung, daß einer auftauchte und ihn hier befreite.

Eingeschrumpfte Menschen! Was für ein Blödsinn! Doch dann mußte er daran denken, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, und wofür es bis jetzt noch keine Erklärung gab. Der kleine Mensch in der Glaskugel vorhin, der auf so furchtbare Weise getötet worden war.

»Was geschieht mit ihnen, warum werden sie so klein?« fragte er matt.

»Ich kämpfe gegen die Dämonen und Geister, die jederzeit und ohne besondere Vorrichtungen in unsere Welt vordringen können. Verfügte ich über einen jener magischen Spiegel, von denen ich Ihnen erzählt habe, dann wäre alles viel leichter. Durch dieses transdimensionale Tor könnte man jederzeit ein- und ausgehen. Der Umweg über den Mikrokosmos wäre dann für die, die ich retten will, nicht notwendig.

Ich will nicht zu ausführlich werden. Sicher brummt Ihnen schon jetzt der Schädel.« Er lächelte trotz des Ernstes ihrer Lage. »Sicher halten Sie mich für verrückt. Ich kann es Ihnen nicht verübeln. Es klingt einfach alles zu phantastisch. Es ist eine Wunder-, eine Märchenwelt.

George Beard sagte mal, daß er in seiner frühen Kindheit nicht mehr von Lewis Carrolls Buch ’Alice im Wunderland’ losgekommen sei. Merkwürdigerweise hätte er als Junge überall in Wald und Flur nach jenem Loch gesucht, wo das Kaninchen eventuell verschwunden sein könnte, dem Alice schließlich nachgegangen war. Er konnte Carrolls Buch nie als reine Phantasie begreifen. Er war überzeugt davon gewesen, daß der der Autor einen Blick in eine andere, jenseitige Welt geworfen hatte. Wissen wir es? Vielleicht hatte Carroll jenen Spiegel, der das Tor zur vierten Dimension bedeutet. Carroll war ein Mann, der sich der Mathematik verschrieben hatte, der sogar Mathematik lehrte. Wo sich mathematisches Talent und magisches Wissen paaren, kann das ein erstaunliches Ergebnis zeitigen.« Seine Stimme war etwas leiser geworden. Er riß und zerrte an seinen Fesseln und verstärkte seine Anstrengungen, um freizukommen. »Tun auch Sie alles, um sich der Fesseln zu entledigen, Mister Turnborgh«, sagte er, während er Atem schöpfte. »Das ist das einzige, was wir zunächst tun können. Wer es zuerst schafft, ist dem anderen behilflich. Zwischendurch werde ich Ihnen einiges aus meinem abenteuerlichen Leben erzählen und werde Ihnen erklären, unter welchen Mühen ich diese kleine Umwandlungsstation erbaut habe, wieviel Verirrten und Entschwundenen ich die Rückkehr in unsere Welt dadurch ermöglicht habe und welche erstaunlichen und nicht ganz ungefährlichen Dinge es hier zu entdecken gibt. Wenn Orgep uns so lange allein läßt und

wenn er bis dahin nicht auf Björn Hellmark stößt, der auf dem Weg nach hier ist, dann gibt es vielleicht doch noch eine Chance. Das verkehrteste wäre auf jeden Fall, die Hände in den Schoß zu legen.«

Aber wozu, dachte Turnborgh. Wozu das alles? Wenn es doch keinen Ausweg mehr gibt!

*

Seine Freunde hätten ihn kaum noch erkannt, und Carminia Brado, die glutäugige Brasilianerin, wäre erschrocken, hätte sie Björn Hellmark jetzt gesehen.

Der Deutsche war in die vierte Dimension geraten. Seine Begegnung mit der Schreckensgöttin hatte sein Dasein mehr verändert als alle merkwürdigen und geheimnisvollen Vorgänge um seine Person zuvor.

In London war es passiert. Dort war er in die Falle gelockt worden. Zum zweiten Mal in seinem Leben hatte er die Grenze zwischen den Dimensionen übertreten.

Doch im Gegensatz zum ersten Mal schien es zunächst keine Aussicht auf eine Rückkehr zu geben. Als das Reich der Schreckensgöttin zusammenbrach, die sowohl in der dritten als auch in der vierten Dimension als Person existiert hatte, war er ziellos durch die unbekannte Landschaft geirrt. Die vierte Dimension existierte in einer Ebene, die in der dreidimensionalen Welt integriert war. Ganz deutlich hatte dies die Tatsache bewiesen, daß er sich eine Zeitlang in den Straßen Londons bewegen konnte. Er nahm die dritte Dimension wahr, konnte hören und sehen, ohne selbst gehört oder gesehen zu werden. Auf diese Weise war er seiner geliebten Carminia zum letzten Mal begegnet.

Dies hatte ihm gezeigt, daß die Welt der vierten Dimension vielschichtig gestaltet war. Es gab – so nannte er es jedenfalls – Löcher, durch die man einen Blick in die reale Welt, aus der er gekommen war, werfen konnte. Man befand sich bei jedem Atemzug, bei jedem Schritt, den man tat, an irgendeiner Stelle auf der Welt, auch ohne zu wissen, wo dies war. Fremde Landschaften, geheimnisvolle undurchdringliche Wälder mit geheimnisvollen Blüten und unbekannten, fremdartigen Bäumen und Pflanzen lagen vor ihm, dann wieder trockenes, rissiges Land, das aussah, als wäre ein glühender Sturm darüber hinweggebraust und hätte alles verbrannt.

Jegliches Zeit- und Raumgefühl war ihm verlorengegangen.

Es war genauso als ob er träumte, wo man ja auch kein Gefühl mehr für den Raum und die Zeit besaß.

Manchmal glaubte er, jeden Augenblick aufzuwachen und zu erkennen, daß er im Bett in seinem Genfer Bungalow liege. Aber diese

Hoffnung erfüllte sich nicht.

Manchmal überlegte er, wie lange er schon in dieser geheimnisvollen, jenseitigen Daseinsebene existierte – und er fand keine Antwort darauf. Die Armbanduhr, die er bei sich trug, funktionierte nicht mehr wie gewohnt, seit er in jener Wohnung in der Londoner Innenstadt den magischen Spiegel passierte.

Wer durch ein schicksalhaftes Ereignis die Grenze zwischen den Dimensionen passierte, war hilflos auf sich selbst angewiesen. Er lief ziellos durch eine fremde Welt, und niemand kümmerte sich um ihn.

Hellmark unterlag einem Lernprozeß. Der junge Deutsche war überzeugt davon, daß es mehr als eine Möglichkeit gab, diese jenseitige Welt wieder zu verlassen. Aber die Schwierigkeit lag darin, eine Stelle zu finden, wo ein Passieren dieser Grenze möglich war, wo ein magischer Spiegel in die Wohnung eines Menschen führte, der Kontakt zur Geisterwelt hatte.

So beobachtete er alles, was um ihn herum vorging. Durch seine Beobachtungen hatte er sich bisher auch am Leben gehalten. Er sah, welche Pflanzen und Früchte von den Bewohnern gesammelt und gegessen wurden. Er tat das gleiche, obwohl er bis zur Stunde keinen Hunger verspürte. Lustlos biß er in eine dunkelbraune, kartoffelähnliche Frucht, die jedoch an den Bäumen wuchs und ähnlich schmeckte wie ein unreifer, saurer Apfel.

Nur halb aß er das Obst und warf den Rest dann in ein breites, wie träger Schlamm dahinfließendes Gewässer.

Hellmark mußte stärker als zuvor wieder an John Fraksher denken. Den hatte er hier in der vierten Dimension kennengelernt. Fraksher war ein Mann Anfang der Fünfzig und seit mehr als drei Jahren aus New York verschwunden.

Fraksher war einem Zirkel angeschlossen gewesen, der sich einmal in der Woche heimlich in einem alten, vornehmen Haus in New York getroffen hatte, um eine Schwarze Messe zu feiern.

Mrs. Jollywine, der die Wohnung gehörte, sollte Umgang mit Geistern und Dämonen und dem Satan persönlich haben. Fraksher wurde durch einen Freund mit Gwendolin Jollywine bekanntgemacht. Aus Neugierde, ohne eigentliche Überzeugung, nahm Fraksher an dem verbotenen Treiben teil. Jeder mußte sich verpflichten, über das, was er im Haus von Gwendolin Jollywine sah und hörte, absolutes Stillschweigen zu wahren.

Fraksher hatte bei der letzten Versammlung des Zirkels viel getrunken. Benommen hatte er an dem Treiben teilgenommen. Die geheimnisvollen Kräuter und Zugaben in dem Getränk versetzten ihn in einen visionären Rausch, und er glaubte, an der Seite der Zirkelleiterin durch eine höllische Landschaft zu schweben. Als er aufwachte, mußte er erkennen, daß diese Landschaft Wirklichkeit

war. Es hatte lange gedauert, ehe er erkannte, daß Gwendolin Jollywine ihn tatsächlich in die Geisterwelt entführt und aus irgendwelchen Gründen zurückgelassen hatte.

Er hatte gelernt, mit dem Unabänderlichen zu leben, er hatte Schicksalsgefährten gesucht und gefunden.

Dies alles hatte Hellmark anläßlich einer Fahrt über ein unvorstellbares Meer erfahren, nachdem er an der Mündung eines Flußlaufs nachts plötzlich aufgewacht war und erkennen mußte, daß sich jemand in seiner Nähe befand.

John Fraksher war auf ihn gestoßen und hatte ihn gefragt, wie er hierher kam, und Hellmark hatte es ihm erzählt. Im Gespräch war dann von Frakshers Seite der Name eines Inders gefallen. Ajit Lekarim nannte sich der Mann, und mit dem hatte es eine besondere Bewandtnis.

Lekarim hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Eingeschlossene, aus der dritten Dimension Verschwundene, wieder zurückzuführen. Von diesem Ajit Lekarim sollten alle erfahren, die Hilfe brauchten.

Hellmark war dem Zufall dankbar, der ihn mit Fraksher zusammengeführt hatte. Gemeinsam mit ihm war er dann bis zur Flußmündung gegangen. Das lag nun – nach seinem Zeitkalender – gut eine Woche zurück. Dort hatten sie auf einen Nachen gewartet.

Durch Fraksher hatte Hellmark erfahren, daß in regelmäßigen Abständen ein Nachen an der Flußmündung anlegte, der Anwohner des anderen Ufers hierherbrachte und Güter und neue Passagiere aufnahm, um sie über das Meer in den Herrschaftsbereich von König Rapir zu bringen. Es war ein Magier-König, der schon viele Völker unterworfen hatte und dem besonders viele Dämonen und niedere Geister dienten. Menschen, die den Nachen betraten, wurden weder nach Herkunft noch nach der Bezahlung gefragt. Sie genossen hier so etwas wie Idiotenfreiheit. Niemand wußte, wer sie gerufen und welche Geister sich der Eindringling dienstbar gemacht hatte. Man ließ die Menschen in Ruhe. Man kümmerte sich einfach nicht um sie, das war wie ein ungeschriebenes Gesetz.

Wieviel Tage die Fahrt über das tintenschwarze Meer gedauert hatte, ließ sich nicht genau sagen. Hellmark hatte das Gefühl, als ob der Tag auf dem Meer doppelt so lang sei wie auf dem Land, durch das er bisher gewandert war. Fraksher hatte dieser Vermutung nicht widersprochen.

Die Fahrt auf dem Nachen war ein Ereignis für sich gewesen, und Hellmark war froh, als das Seegefährt endlich sein Ziel erreichte und er wieder festen Boden unter den Füßen verspürte.

Zum ersten Mal hatte er auch eine größere Stadt in der vierten Dimension gesehen. Die menschenähnlichen Gestalten erinnerten an die Wesen von einem fremden Stern. Es gab viele Rassen und

Volksstämme, wie es viele Rassen und Völker auf der Erde gab.

Hellmark kannte sogar den Namen der bedrohlich wirkenden Hauptstadt, in der ein mächtiger Herrscher residierte. Die Stadt hieß Rapir-Thon. Hier hatten sich Björns und Frakshers Wege getrennt.

John Fraksher war mit den Ankömmlingen durch das Stadttor gegangen. Hellmark sollte sich, genau an Frakshers Beschreibung haltend, in südlicher Richtung weiterbewegen. Hinter einem Damm, wo der Fluß in drei Nebenarme abzweigte, sollte er dem Lauf des mittleren Hauptarms folgen. Er würde in das Reich der bleiernen Nebel gelangen. Der Fluß führte genau zu Lekarims geheimer Unterkunft, der sich keine Dämonen nähern konnten, weil die Hütte von besonderen Schutzkräften umgeben war.

Fraksher hatte Hellmark gegenüber erwähnt, daß Lekarim schon wieder auf die andere Seite der Welt geschleust hätte. Er selbst, Fraksher, hätte schon mehr als einmal mit dem Gedanken gespielt, den nicht ganz ungefährlichen Umwandlungsprozeß selbst an sich durchführen zu lassen, aber er wollte noch damit warten. In vielen persönlichen Begegnungen mit Lekarim war er überein gekommen, die Augen offen zu halten und Unschuldigen den Weg zur Insel des selbstlos sich einsetzenden Inders zu zeigen.

Fraksher und Lekarim führten ihren eigenen kleinen Krieg gegen die Mächte der Geisterwelt. Es hatte sich herausgestellt, daß eine Rückführung in die dritte Dimension am erfolgreichsten war, wenn der zu Transformierende noch nicht allzu lange in der vierten Dimension sich aufgehalten hatte. Lekarim hatte einen mittleren Durchschnittswert von zehn Jahren errechnet.

Als Hellmark den unkrautüberwachsenen Pfad neben dem Flußarm entlangging und die bleiernen Nebel immer dichter wurden, konnte er kaum noch die Hand vor Augen sehen. Er wußte nicht, ob er sich noch auf dem richtigen Weg befand.

Als der Nebel an einer Stelle mal schwächer war, mußte er zu seinem Schrecken erkennen, daß er sich auf einem schmalen Grat befand, der links und rechts von gurgelnden Schlammassen flankiert war. Der Brei zu seiner rechten und linken befand sich in ständiger Bewegung, als würde darunter die glühende Lava aus einem verborgenen Krater quellen. Heiße Dämpfe hüllten ihn ein und vermischten sich mit dem zähen Nebel, der sich wie eine Mauer rundum aufbaute.

Die Landschaft wurde mit jedem Schritt, den er ging, unfreundlicher und gefährlicher, und schon zweifelte er daran, ob er überhaupt den richtigen Weg eingehalten hatte. Vielleicht war er in dem diffusen Licht und dem dichter werdenden Nebel aus Versehen an einen Nebenarm des Flußlaufs geraten und war dem weitergefolgt?

Doch er verwarf diesen Gedanken ebenso schnell wieder, wie er

ihm gekommen war. Er mußte an die Worte John Frakshers denken. Der hatte eindeutig zu verstehen gegeben, daß es unmöglich war, den Weg zu verpassen. Es ginge immer geradeaus, und er hatte sogar auf das riesige, gefährlich heiße Sumpfgebiet hingewiesen, durch das der Pfad wie eine hauchdünne Schnur führte und in dem der Flußlauf langsam versickern würde. All dies stimmte.

Björn Hellmark setzte einen Fuß vor den anderen.

Wie ein Blinder tastete er sich vorwärts, und genauso kam er sich auch vor. Mehr als einmal zuckte er zusammen, weil eine Schlammblase platzte und dunkelbraune warme Spritzer sein Gesicht und seine Hände trafen.

Der Weg wurde unzugänglicher.

Abgestorbene und verbrannte Baumwurzeln ragten aus dem Boden, er stolperte darüber und fing sich darin. Seine Rechte rutschte dabei vom glitschigen Weg ab und tauchte in die Schlammbrühe. Wie ein heißer, gieriger Schlund umschloß ihn der Brei. Es schmatzte und saugte, als wäre dieser gigantische Schlammsee, dessen Ausdehnung er nicht feststellen, sondern nur ahnen konnte, ein einziges, urwelthaftes Ungetüm, das ihn zu verschlingen drohte.

Es bereitete ihm Mühe, seinen Arm wieder herauszuziehen. Lange, klebrige Fäden hingen an seiner Haut und zwischen seinen Fingern wie Spinngeweb.

Er versuchte es abzuschütteln. Es ging nicht. Er schmierte die klebrigen Fäden an die trockenen Wurzeln, rappelte sich wieder auf und stieg vorsichtig über das Hindernis hinweg. Der Pfad war nun so schmal, daß er das Gefühl hatte, wie ein Seiltänzer balancieren zu müssen.

Die restliche Wegstrecke wurde zu einem Alptraum. Unwillkürlich drängte sich Björn dieser Vergleich auf. Es war, als ob man ihn daran hindern wollte, sein Ziel zu erreichen. In manchen Träumen rannte man wie ein Irrer auf der Stelle, ohne auch nur einen Millimeter vom Fleck zu kommen. Manchmal war man auf der Flucht vor etwas Unsichtbarem, von dem man nur wußte, daß es einen ins Verderben stürzen wollte, und man jagte durch eine Höllenlandschaft, die kein Ende nahm. Hindernisse tauchten auf, wurden immer unüberwindlicher, und man landete schließlich in einer Sackgasse.

Hier steigerte sich die Angst ins Unermeßliche. Und dann wachte man meistens auf, wenn Geist und Seele die Belastung nicht länger ertragen konnten.

Hier aber konnte man nicht aufwachen. Dies hier war die Wirklichkeit, und die mußte durchgestanden werden.

Vor ihm, direkt vor seinen Füßen, lag ein umgestürzter Baumstamm. Hohl und morsch. Auf dem Stamm waren die knorpeligen Auswüchse zu sehen. Sie erinnerten ihn an übergroße

Pestbeulen, die jeden Augenblick aufzuplatzen drohten.

Seine Odyssee in der vierten Dimension erreichte einen Höhepunkt, den er nicht erwartet hatte. Fast kam es ihm so vor, als ob eine unsichtbare Macht ihn mit Angst erfüllen und ihn davon abhalten wolle, den Weg zu Ajit Lekarims Hütte weiter fortzusetzen.

Aber er gab nicht auf. Hellmark war aus jenem Holz geschnitzt, aus dem Helden gemacht wurden.

Er stieg vorsichtig über den Baumstamm. Dahinter mußte der Weg weitergehen. Sehen konnte er ihn nicht. Wie eine Bleiwand türmte sich der Nebel vor ihm auf und verschmolz mit dem unsichtbaren Himmel über ihm.

Bevor er das Bein fest aufsetzte, prüfte er den Boden. Er trug ihn. Mit beiden Beinen kam er auf der anderen Seite des Hindernisses wieder zum Stehen und ging weiter.

Ratssch!

Es ging blitzschnell.

Wie ein Abgrund tat sich das Ende des Weges plötzlich vor ihm auf.

Sein Bein hing den Bruchteil einer Sekunde lang in der Leere, dann tauchte es ein in die glitschige Schlammbrühe, in der er sofort bis zum Oberschenkel versank.

*

Björn Hellmark warf sich nach vorn. Dies war seine erste Reaktion, um der heftigen Saugbewegung nach unten zunächst mal sein ganzes Körpergewicht entgegenzusetzen.

Heiß und blubbernd umschloß ihn der Schlamm und drang durch sein Hosenbein. Es fühlte sich an, als umschlösse ein gewaltiges Saugrohr seine Haut, um ihn immer weiter in die Tiefe zu ziehen.

Mit dem anderen Bein, das noch auf festem Untergrund lag, stemmte er sich ab. Aber sein zweites Bein rutschte ihm weg und versank ebenfalls in dem braunen gurgelnden Morast. Die Angriffsfläche auf seinen Körper war nun größer und die Kraft, die er entgegensetzen mußte, gewaltiger.

Er klammerte sich fest an den morschen, hohlen Baumstamm. Aber der hielt den Gegendruck nicht aus.

Der Sog war stärker.

Der Baumstamm knirschte, Hellmarks Fingernägel rissen große morsche Stücke der schwarzen Rinde heraus, die wie Zuckergebäck zerbröckelte.

Aus dem mehligen, gelblich-braunen und ausgetrockneten Fleisch des Baumes krochen zahllose kleine Maden, fett und prall, wie Perlen schimmernd. Sie krochen über seine Handgelenke, sein zerschlissenes,

verschmutztes Hemd hoch und hinterließen eine lange gelbliche Schleimspur wie eine Schnecke.

Er spürte die Maden gleich darauf auf seinen Armen. Sie krochen über die Brust und unter seine Achseln, und sein ganzer Körper juckte und brannte wie Feuer. Am liebsten hätte er jetzt losgelassen und die zahllosen Tierchen von seinem Körper gepflückt. Aber das war nicht möglich.

Sobald er auch nur eine Sekunde lang die Hände losließ, war er verloren. Der Schlammsee gewann dann die Oberhand.

Aber auch so war sein Durchhalten nur noch eine Frage der Zeit.

Der morsche Baumstamm rutschte ihm entgegen, und Björn versank immer tiefer. Er spürte den heißen Schlamm bis an die Hüften, und sein Atem beschleunigte sich.

Er setzte alle seine Kraftreserven ein, um freizukommen. Vergebens! Wie eine Klammer lag der saugende Schlamm an seinem Körper, und die Wärme, die an seinen Beinen emporstieg, breitete sich über seinen ganzen Körper aus.

Er machte einen letzten, verzweifelten Versuch.

Er schloß die Augen und versuchte seine Gedanken abzulenken von den Dingen, die ihn bis in sein Inneres erfüllen.

Er mußte sich ganz auf seinen Geist konzentrieren. In einem Augenblick, wo die Angst am größten, die Ausweglosigkeit klar erkennbar war, mußte er dies alles vergessen, ganz ruhig und ausgeglichen werden, um sich ganz auf seine Gabe der körperlichen Verdoppelung zu konzentrieren.

Dies war eine Chance, seine einzige!

Wenn er jetzt seinen Doppelkörper entstehen lassen konnte, hatte er die Möglichkeit, sich selbst zu helfen. Manche ausweglose Situation hatte er auf diese Weise schon gemeistert.

Die bleigrauen Nebel vor ihm gerieten in Bewegung. Die Umrisse einer menschlichen Gestalt zeigten sich wie ein Schatten, der dort auftauchte. Seine parapsychischen Fähigkeiten aber erreichten nicht die Stärke, um den Ätherkörper entstehen zu lassen.

Noch ein Versuch – und noch einer.

Da gelang es ihm! Groß, blond, breitschultrig stand sein Ebenbild vor ihm. Macabros war entstanden!

Der Originalkörper und der Kopiekörper waren zur gleichen Zeit voll aktiv und lebendig.

Aber etwas kam dazwischen.

Knirschende Schritte näherten sich auf dem schmalen Weg.

Björn Hellmark hörte sie, und Macabros hörte sie.

Hinter dem Nebel tauchte eine schattengleiche, menschliche Gestalt auf.

Hellmark konzentrierte sich so sehr auf den Ankömmling, daß er

seinen Kopiekörper sofort wieder auflöste.

Er mußte an Ajit Lekarim denken. Hatte der Inder etwas bemerkt? War er, Hellmark, schon so dicht an seinem Ziel?

Die Gestalt schälte sich aus dem Nebel.

Hellmark hielt den Atem an und starrte auf den Ankömmling.

»Fraksher?« fragte er ungläubig.

*

Es war John Fraksher.

Mit zwei blitzschnellen Schritten war er heran.

Er fragte nicht lange, er handelte. Die Situation sprach für sich.

Nach zwei Versuchen war Hellmark befreit.

Der heiße Schlamm hatte ihn völlig verschmutzt, aber daran störte er sich nicht. Die Hauptsache war: er lebte.

»Vielen Dank«, murmelte er, und seiner Stimme hörte man nicht an, welche Anstrengung er seinem Körper abgefordert hatte. »Sie schickt der Himmel, Fraksher. Lange hätte ich es hier nicht mehr ausgehalten. Fünf Grad mehr Temperatur in dem Brei und meine untere Hälfte wäre schön gesotten und knusprig wie ein Spanferkel aus dem Backteig herausgekommen.« Er blickte an sich herunter. Seine Beine dampften, und durch die Löcher und Risse in der Hose sah man die krebsrote Haut. Hellmark wischte mit der Hand wie mit einem Fächer über Brust und Arme, um die prallen Maden abzuschütteln. »Sie haben mir das Leben gerettet, Fraksher! Wieso sind Sie hier?«

»Man meint, ich hätte es geahnt«, erhielt er als Antwort. John Fraksher war zwei Köpfe kleiner als Björn Hellmark. Er hatte ein bleiches Gesicht und dünnes, nach hinten gekämmtes Haar. Seine Augen waren dunkelbraun und befanden sich in ständiger Bewegung.

»Geahnt?«

»Als ich in Rapir-Thon ankam, hatte ich die Hoffnung einen Mann zu treffen, der wie Sie nach einem Ausweg suchte. Leider kam dieses Zusammentreffen nicht zustande. Irgend etwas muß dazwischengekommen sein. Ich weiß nicht, was es war. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich Sie allein hatte weitergehen lassen. Als ich lange genug in Rapir-Thon gewartet hatte, entschloß ich mich zum Aufbruch, um Ihnen nachzufolgen.«

»Das war die beste Idee, die Sie haben konnten«, bemerkte Björn, und er reichte seinem Retter die Hand und drückte sie stumm.

»Sie bleiben am besten hier«, sagte John Fraksher unvermittelt.

»Warum?«

»Ich möchte sehen, ob die Luft rein ist, Mister Hellmark. Lekarims Hütte ist nur eine Steinwurfweite von hier entfernt. Ich geh’ zuerst hin

und seh' mich um. Wenn alles in Ordnung ist, werde ich Sie holen. Ich kenn' den Weg wie meine Hosentasche. Daß man Ihnen diesen Brocken in den Weg gelegt hat, gibt mir zu denken.«

Hellmark kniff die Augen zusammen. »Sie meinen…« begann er, aber er konnte seine Ausführungen nicht zu Ende bringen. John Fraksher unterbrach ihn.

»Ich meine, daß hier irgend etwas unter Umständen nicht stimmt, Mister Hellmark. Der Baum hat nie hier gelegen.«

»Aber er ist uralt«, warf Björn ein.

Fraksher lächelte kaum merklich. In seinen Augen glomm ein rätselhaftes Licht. »Das sieht so aus. Er liegt noch keine drei Tage hier, das weiß ich genau. Ich war vor drei Tagen hier gewesen, da war der Weg einwandfrei und ohne Hindernisse passierbar. Hier in dieser Welt aber ist alles möglich. Man glaubt, niemand beachtet einem, niemand weiß etwas von einem – und doch wird man beobachtet und belauscht, und seltsame Dinge geschehen. Sie kennen diese Welt noch nicht, Mister Hellmark. Und ich wünsche Ihnen auch nur, daß Sie sie nie ganz genau kennenlernen! Ich hoffe, daß Lekarim Sie so schnell wie möglich zurückbringen kann. Ich bin gleich zurück.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verschwand er hinter dem Nebel. Hellmark hörte noch seine knirschenden, Schritte, dann war wieder Stille. Lauschend harrte er der Dinge, die da kommen sollten.

Wie aus dem Boden gewachsen, tauchte Fraksher plötzlich wieder vor ihm auf. »Alles okay«, sagte er nur. »Lekarim erwartet Sie. Ich geh' Ihnen voran. Bleiben Sie mir dicht auf den Fersen!«

John Fraksher ging Hellmark voraus. Auf dem Gesicht des Mannes lag ein bösartiges, satanisches Grinsen. Doch das konnte Björn nicht sehen, sonst hätte er sofort gemerkt, daß John Fraksher eigentlich nicht der John Fraksher sein konnte, den er ursprünglich kennengelernt hatte!

*

Björn Hellmark fiel auf, daß John Fraksher nicht über den hohlen Baumstamm kletterte. Er ging an ihm vorbei, hielt sich halblinks, und Björn erkannte seinen Fehler. Im dichten Nebel hatte er nicht erkannt, daß der Pfad eine Biegung nach links machte.

Wortlos gingen die beiden Männer den restlichen Weg.

Der Pfad wurde breiter, er führte etwas bergan. Sie befanden sich nun auf der kleinen, mit Gras bewachsenen und bewaldeten Insel, auf der Lekarim sein Domizil in der vierten Dimension aufgeschlagen hatte.

Die braungelbe Hütte sah aus wie ein riesiges Strohbündel.

Links und rechts neben dem Eingang waren furchteinflößende,

geschnitzte Holzfiguren aufgestellt mit schrecklich bemalten Fratzen. Auf die Stirn waren seltsame Zeichen und Symbole mit blutroter Farbe gemalt. Björn erkannte, daß es sich hier um eine Art Fetisch handelte, um Geister und Dämonen abzuwehren. Bei primitiven Völkern, die sehr naturverbunden waren und bei denen die Naturreligion noch praktiziert wurde, fand man diese Art des Dämonenabwehrzaubers und der Dämonenfallen noch sehr oft. Der Glaube und die Kenntnis dieser Dinge gingen auf irgendwelche Ereignisse in der Vergangenheit zurück, die heute nicht mehr nachprüfbar waren. Aber Björn wußte, daß diese Einflüsse in der Vergangenheit der Erdgeschichte von Wesen herrührten, die zu jener Zeit auf der Erde wandelten, als die Entwicklung des Menschen gerade im Anfangsstadium war.

Ein schwerer, dunkelbrauner Vorhang verschloß den Eingang.

Fraksher schlug ihn einfach beiseite und trat in das Innere der dämmrigen Hütte. Vorsichtig, sich nach allen Seiten umschauend, folgte Björn nach.

Das Innere war rund wie ein Tempel. Mit der für ihn typischen Aufmerksamkeit entging Hellmark nichts. So entdeckte er sofort bei seinem Eintritt einen auf den Boden gemalten Kreis. Die Kreisperipherie wies ähnliche Zeichen und Symbole auf wie die, welche er auf den Köpfen der geschnitzten Figuren draußen vor der Hütte entdeckt hatte.

Es fiel dem Deutschen auf, daß Fraksher vermied, zu nahe an den Kreis heranzukommen.

John Fraksher ging sofort in das ebenfalls durch einen Vorhang abgeteilte Labor.

Dort stand jemand in der Mitte des Raumes und schien auf ihn zu warten.

»Das ist Ajit Lekarim«, stellte John Fraksher den Inder vor.

Der braunhäutige Mann aus Kalkutta reichte Hellmark die Hand.

»Ich habe schon viel von Ihnen gehört«, sagte er und lächelte schwach. »Es ist mir eine Ehre, Ihnen helfen zu können. Wir sollten nicht viel Zeit verlieren. Es sind Bestrebungen im Gang Ihre Mission zu stören.« Lekarim trat zur Seite. Er wies auf die mächtigen Glasröhren auf der einen Seite des Labors hin. Sie waren so hoch und so groß im Umfang, daß ein ausgewachsener Mann bequem darin stehen konnte. Von den beiden mannshohen Röhren aus führten zahlreiche Kabel und dünnere Glasröhren zu dem Geflecht aus Behältern und Kugeln in unmittelbarer Nähe des Labortisches.

»Die Prozedur ist vollkommen schmerzlos«, fuhr Lekarim fort. Er trug eine weiße Hose, lose darüber ein buntgewürfeltes Hemd. Er war sehr schlank, beinahe hager. Obwohl er noch jung war, begann sein Haar bereits an den Schläfen zu ergrauen. »Sobald Sie in dem Zylinder stehen, wird ein Gas eingelassen, das einen Schrumpfungsprozeß

bewirkt. Sobald Sie nur noch etwa zehn Zentimeter groß sind, werden Sie in die Glaskugel auf den Tisch gesaugt, wo die Transmission abgeschlossen wird. Innerhalb weniger Augenblicke werden Sie so klein werden, daß Sie uns nicht mehr wahrnehmen können. Für einige Minuten werden Sie sich im Mikrokosmos befinden. Aber es kann nichts passieren. Das Innere der Glaskugel ist keimfrei.«

»Aber selbst wenn ich mikroskopisch klein bin, ändert das nichts an der Tatsache, daß ich mich dann noch immer in der vierten Dimension befinde.« Hellmark machte sich Gedanken über das Problem.

»Das ist richtig«, antwortete Lekarim. »Sie sind noch vorhanden, hier in dieser Daseinsebene vorhanden, aber Sie sind für menschliche Augen nicht mehr wahrnehmbar. Die Kugel, in der Sie sich befinden, werde ich mit zurück in die dritte Dimension nehmen.«

»Warum nehmen Sie mich nicht so mit, wie ich jetzt bin? Das wäre mir sympathischer.«

Lekarims Lächeln verstärkte sich. »Das kann ich mir denken. Es ist nicht durchführbar. Ich kann Sie unmöglich in Ihrer Originalgröße mitnehmen. Das hat noch niemand geschafft, es liegt in der Eigenart des geistigen Spannungsfeldes, in dem ich mich befinde und das nur mich allein trägt, nur mich und das, was ich bei mir habe. Dazu zählen tote Gegenstände und die Mikroorganismen, die meinen Körper, mein Blut bevölkern. Sie werden durch den Transport der Kugel in die dritte Dimension zu einem Teil dessen, was ich mitnehmen kann innerhalb meines Spannungsfeldes. In der dritten Dimension werden Sie in wenigen Augenblicken zu normaler Größer zurückentwickelt und die Angelegenheit ist über die Bühne gegangen. Nur eines kann ich nicht garantieren: Ich weiß, daß Sie schon eine geraume Weile ziellos durch diese Welt ziehen. Schon viel zu lange. Ihnen mag es kurz erscheinen, aber gewisse Kräfte haben ihre Spuren hinterlassen. Das bedeutet: es ist damit zu rechnen, daß nach ihrer Rückkehr in die dritte Dimension höchstwahrscheinlich Gedächtnisverlust auftritt.«

»Das macht nichts«, entgegnete er einfach. »Ich bin trotzdem überzeugt davon, daß ich weiß, wer ich bin und was für eine Aufgabe mir übertragen wurde. Und ich selbst habe die Möglichkeit, gewisse Vorgänge zu wiederholen, wenn ich das für richtig halten sollte.«

Er erzählte von dem Spiegel, den er besaß. Aber er sagte nichts von Al Nafuur, seinem geheimnisvollen Geistführer, dessen Stimme aus einem fernen Reich hin und wieder zu ihm sprach und der wissen würde, was zu tun war, um eine eventuelle Gedächtnisstörung zu beheben. Er vertraute auf diesen Unsichtbaren. Er wußte mehr über sein Leben als er, Hellmark.

»Fangen wir an«, sagte Björn. »Verlieren wir keine Zeit mehr.«

Lekarim führte ihn zu dem Glaszylinder. Auf eine Berührung des Inders wich die Röhre nach oben. Hellmark stellte sich in den Kreis, legte die Arme an, und der Inder berührte die über seinem Kopf schwebende Röhre erneut zweimal mit den Händen. Der Zylinder glitt lautlos nach unten und schloß ihn von der Umwelt ab.

Abwartend stand John Fraksher da, während Lekarim an den Tisch ging und dort an den Hebeln und Knöpfen hantierte.

Ein fluoreszierendes Leuchten stieg in den Glasröhren auf, dehnte sich aus und erfaßte auch den großen Zylinder, in dem Hellmark abwartend stand.

Ein leises Rauschen drang in seine Ohren.

Gas wurde eingelassen. Er roch und schmeckte es nicht. Es war vollkommen neutral.

Björn spürte das Reißen und Zerren in seinen Gliedern. Seine Muskeln verspannten sich, sein Herzschlag beschleunigte, als würde er einer schweren körperlichen Belastung ausgesetzt.

Er erkannte, daß er schrumpfte. Eben hatte er noch auf Augenhöhe mit seinen beiden Beobachtern gestanden, jetzt waren sie schon zwei Köpfe größer als er.

Auch der freie Raum zwischen ihm und den Innenwänden des Glaszylinders verbreiterte sich langsam aber stetig.

Vorhin wäre kaum mehr eine Hand dazwischen gegangen – jetzt waren zu beiden Seiten schon mehr als zehn Zentimeter frei.

Hellmark preßte die Lippen zusammen und war ganz ruhig. Zuviel hatte er in der letzten Zeit schon erlebt, als daß er durch das Geschehen jetzt erschüttert worden wäre.

Doch da registrierte er etwas, was ihn zusammenfahren ließ.

Seine beiden Beobachter!

Sie standen da und lächelten. Aber wie sie lächelten! Das war kein Lächeln mehr, das war ein satanisches Grinsen, das um ihre Lippen lag!

Und dann sah er noch etwas: Eine Trennwand schob sich beiseite, die das Labor in zwei Hälften teilte. Aus dem düsteren Hintergrund löste sich eine Gestalt.

Hellmark schluckte.

Das war ein Schwarzer Priester!

Eine Falle! zuckte es durch Björns Gehirn. Ich bin in eine Falle gelaufen!

»Kaphoon, der Namenlose«, hörte er die Stimme des Schwarzen Priesters in seinem Bewußtsein. »Wir wußten, daß du jede Möglichkeit suchen würdest, um einen Ausweg zu finden. Doch diesmal sind wir besser vorbereitet, diesmal entkommst du uns nicht!«

Björn Hellmarks Blicke irrten von einem zum anderen. Er spannte seine Muskeln an. Es war seine Absicht, sich von hier zu befreien.

Aber er konnte sich nicht rühren. Er stand im Innern des Glaszylinders wie angewurzelt. Seine Muskeln und Sehnen reagierten nicht, er war wie gelähmt.

Der Schwarze Priester trat zwischen Fraksher und Lekarim, die in diesem Moment ihre Gestalt veränderten.

Die schrecklichen Fratzen von schuppigen Dämonen kamen zum Vorschein. Die menschlichen Gesichter schmolzen dahin wie der letzte Schnee unter den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne.

Hellmark – weiter schrumpfend – überlief es siedendheiß. So also hatte man ihn getäuscht! Der Schwarze Priester und seine Diener hatten sich ein böses Spiel mit ihm erlaubt.

»Fraksher!« entrann es seinen Lippen. Und er begriff, daß er seit seiner Annäherung an die Insel mit der Hütte ständig beobachtet und überwacht worden war.

Man hatte seine Gedanken kontrolliert. Die Schwarzen Priester gehörten zu seinen erbitterten Feinden. Seit dem Augenblick, in dem feststand, daß in seinen Adern das Blut einer prähumanen Rasse floß, und er der Nachkomme eines Volkes war, das auf dem Höhepunkt seiner kulturellen und moralischen Errungenschaften unterging, wurde ihm nachgestellt. Die Schwarzen Priester waren nach dem Untergang Xantilons, jener geheimnisvollen Insel, die einst wie das sagenhafte Atlantis und das Drachenreich Mu versank, zu einem Burgfrieden verpflichtet gewesen. Dieser Burgfriede hatte in dem Augenblick geendet, als Hellmark in die unterseeische Ruinenstadt eingedrungen war und durch die Eroberung des Schwertes bewiesen hatte, daß er derjenige war, der in alten Prophetien angekündigt worden war, die Macht der Schwarzen Priester einzudämmen.

Durch seine, Hellmarks Gedanken, hatte man von Fraksher erfahren und einer der Dämonen hatte daraufhin Frakshers Gestalt angenommen und war ihm angeblich zu Hilfe gekommen!

»Warum diese Umstände?« preßte Björn heraus. »Hättet Ihr mich nicht gleich im Sumpf versinken lassen können?«

Quappa Orgep verzog die schmalen Lippen. »Nur sterben – das wäre zu einfach gewesen. Und erlösend. Du sollst leiden, Kaphoon! Du sollst schwanken zwischen Angst und Hoffnung. Und hier in der Hütte von Ajit Lekarim will ich dir den Todesstoß versetzen! Es wird nicht der Tod sein, den du kennst, den du vielleicht erflehen wirst. Nein! Ich werde dich in den Mikrokosmos schleudern, und winziger als ein Staubkorn wirst du bis zu deinem Lebensende im Nichts umherwandern und deine Angst wird ins Unermeßliche steigen, denn es wird niemand geben, der dir helfen kann! Und du wirst froh sein, wenn dein letztes Stündchen geschlagen hat. Du wirst dich danach sehnen.« Die Stimme, die er in seinem Bewußtsein vernahm, triefte vor Hohn. Hellmark hatte nie in seinem Leben zuvor einen solchen

Haß verspürt. Die Gefühle, die er empfing, waren nicht menschlich. So konnte kein Mensch hassen. So konnte nur ein Dämon empfinden. Und was war ein Schwarzer Priester anderes als ein Dämon? Sie hatten ihre Seele dem Fürsten der Finsternis versprochen, sie hatten einen Pakt mit ihm abgeschlossen, um dafür in den Genuß eines nicht enden wollenden Lebens zu gelangen.

»Was habt ihr mit Ajit Lekarim gemacht?« stieß Björn hervor.

Sein Gesicht war glutrot. Mit Unruhe und Entsetzen registrierte er seinen Schrumpfungsprozeß, dem er sich entziehen wollte. Seine Muskeln sprachen nicht an, er konnte machen, was er wollte.

Er war jetzt nur noch halb so groß wie zu Beginn der unheimlichen Prozedur und reichte seinen Gegenüber nur bis zur Gürtellinie.

»Ajit Lekarim geht es gut, noch«, erklärte Quappa Orgep. »Er war sich seiner Sache zu sicher. Das ist nie gut. Wir werden uns seiner entledigen, sobald du dort bist, wo ich dich hinhaben möchte. Lekarim hat vielen Hilfe zuteil werden lassen, an denen wir nicht interessiert waren. Außer einem der auch von einem gewissen Hellmark wußte, der durch widrige Umstände in diese Daseinsebene gelangt ist. Das war George Beard. Er wußte zuviel, und sein Erinnerungsvermögen hielt sich trotz vieler Besuche in dieser Dimension ausgezeichnet. Wir mußten etwas unternehmen, als feststand, daß Lekarim dich unbedingt retten wollte. Hier auf dieser Seite des Daseins ist uns manches leichter als drüben auf der anderen Seite, wo wir erst wieder Fuß fassen müssen, und wo wir damit rechnen müssen, eine Niederlage einzustecken. Die Dämonenmaske kannst du dort anwenden, weil sie dir dort zur Verfügung steht. Hier aber kannst du nicht auf sie zurückgreifen.«

»Ihr Stürzt Unschuldige ins Verderben, die nichts mit mir zu tun haben«, sagte Hellmark. Seine Stimme klang leise und paßte zu seinem etwa nur noch vierzig Zentimeter großen Körper.

»Beard hätte zur Gefahr werden können. Er wußte zuviel und arbeitete für die falsche Seite. Er arbeitete mit Lekarim zusammen. Das war sein Pech. Der Arme starb schließlich an einem Herzschlag, er muß sich wohl sehr erschrocken haben, als meine kleine Armee ihn in die Enge trieb.«

Ein Ruck lief durch Björns Körper. Für den Bruchteil eines Augenblicks glaubte der Deutsche, daß ein Defekt auftrat, oder daß seine Anstrengungen nun doch einen Erfolg zeigten, wenn er auch noch nicht wußte, wie er sich mit seinem Liliputanerkörper gegen die Übermacht zur Wehr setzen sollte.

Aber es kam ganz anders.

Ein heftiger Summton mischte sich in das Licht, das von gleißender Helligkeit wurde.

Hellmark wurde förmlich vom Boden emporgerissen. Wie ein Blatt

im Wind wurde er davon geweht. Farbwellen überschütteten seinen Körper, er sah, daß die Glaswände wie Perlmutt schimmerten und er wie ein Geschoß hindurchjagte, ohne auch nur irgendwo dagegen zustoßen.

Es rauschte und brauste in seinen Ohren, als breche ein ungeheuerer Sturm los.

Das Licht flackerte, und dann war alles wieder ruhig.

Er merkte, daß er wieder festen Boden unter den Füßen, daß die Welt um ihn herum sich eigenartig verändert hatte.

Alles war groß, schemenhaft, er konnte es nicht mehr richtig überblicken. Und die unübersichtlichen Formen, die sich um ihn herum auftürmten, wurden gigantisch. Der Schrumpfungsprozeß ging nun rasend schnell vor sich.

Er befand sich in der Glaskugel auf dem Labortisch. Die Gesichter der beiden Dämonen und des Schwarzen Priesters waren große, schummrige Flecken, als er den Blick aufwärts richtete, die Augen mehrmals schloß und wieder öffnete, in der Hoffnung, die Bilder klarer zu empfangen.

Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Hellmark fühlte nicht mehr die Kraftlosigkeit, die ihn die ganze Zeit über gefesselt hatte. Er konnte sich frei bewegen und gegen die Glaswand trommeln, sich drehen und wenden, wie er wollte. Doch das nützte ihm wenig. Er war in der fugenlosen Glaskugel eingesperrt und wurde immer kleiner.

»Laßt mich hier raus!« rief er mit seinem schwachen Stimmchen.

Höhnisches Gelächter erfüllte ihn. Quappa Orgep sah sich seinem endgültigen Ziel ganz nahe.

Hellmark war nur noch einen Zentimeter groß, ein kleines, sich bewegendes Etwas in der sterilen Kugel, ein Menschlein groß wie eine Fliege.

Riesige Schatten fielen über ihn. Die Gestalt Quappa Orgeps, die sich näher schob, war ein Koloß, ein unüberwindlicher schwarzer Berg, an dem er keine Einzelheit mehr wahrnehmen konnte. Würde der unheimliche Priester ihn jetzt aus der Kugel herausnehmen, könnte er ihn zwischen den Fingern zerdrücken.

Der Schrumpfungsprozeß aber setzte sich rasend schnell fort.

Nur am Rande bekam Hellmark mit, daß ein Ereignis eintrat, womit weder der Schwarze Priester noch seine beiden unheimlichen Begleiter gerechnet hatten.

Außerhalb der Glasglocke entstand Unruhe. Quappa Orgep sprang in die Höhe.

Aus dem Raum hinter der Trennwand stürmten Ajit Lekarim und Oliver Turnborgh!

Der Inder hatte sich endgültig befreit. Ohne zu zögern hatte er

auch seinem Mitgefangenen sofort die Fesseln gelöst.

In der Rechten hielt Lekarim einen langen Stab, an dessen vorderem Ende sich ein kreuzförmiger Aufsatz befand, auf dem wiederum ein grellbemaltes Fabeltier und hektische rote Zeichen zu erkennen waren.

Lekarim hatte den Abwehrzauber aus seinem Versteck geholt, ohne daß die beiden Dämonen und ihr Herr, der Schwarze Priester, dies bemerkt hatten. Zu sehr war ihre Aufmerksamkeit auf das Geschehen in der Glaskugel gerichtet.

»Mörder!« rief Lekarim. »Laßt ab von eurem schändlichen Tun!«

Die beiden Dämonen warfen ihre gräßlichen Köpfe herum, und ihre schrecklichen Augen glühten. Ein gellender Aufschrei kam über die breiten, rissigen und verzerrten Lippen.

Der Anblick des Kreuzes mit den Beschwörungssymbolen ließ sie herumwirbeln. Sie schlugen die Arme vor das Gesicht, drehten sich ab und knurrten wie wilde Tiere, die am Angriff gehindert wurden.

Ganz anders reagierte Quappa Orgep.

Er begriff, daß hier eine Situation sich entwickeln konnte, die seinen ganzen Plan unter Umständen vereitelte.

Im Moment war kein Verlaß auf seine beiden Leibwächter. Die wanden sich, als litten sie unter größten Schmerzen.

Lekarim drückte im Vorbeilaufen den Abwehrstab einem der Dämonen auf den Rücken. Der konnte nicht rechtzeitig ausweichen, zuckte zusammen und schrie fürchterlich auf, als würde ihm jemand ein Brenneisen auf die Haut drücken.

Lekarim stürmte auf den Schwarzen Priester zu.

Quappa Orgep begriff, daß er handeln mußte. Er warf sich nach vorn. Ehe Lekarim es verhindern konnte, riß er die Glaskugel an sich und rannte aus dem Labor, durch den Vorhang hinaus ins Freie.

Ajit Lekarim sofort hinterher.

Er konnte nicht mehr verhindern, daß der Schwarze Priester nach draußen floh, das Glas mit dem winzigen Björn Hellmark in der Hand.

So rannte er in den Nebel.

Lekarim blieb ihm auf den Fersen.

Quappa Orgep verfing sich mit den Füßen in seinem langen, dunklen Gewand und strauchelte.

Lekarim schrie auf, als er sah, daß die Glaskugel durch die Luft segelte.

Der Inder nahm seine ganze Kraft und seinen Mut zusammen, warf sich nach vorn und ließ sogar den Stab los, der ihn bisher vor weiteren Aktionen der Dämonen geschützt hatte, um beide Hände freizuhaben.

Er sprang noch über den am Boden liegenden Orgep hinweg. Aber er schaffte es nicht mehr, die Glaskugel zu erreichen.

Sie krachte gegen einen nur drei Meter von der Hütte entfernt stehenden Baum.

Das Glas zersplitterte mit einem lauten Knall, als ob eine Glühbirne zerspränge.

Ajit Lekarim riß die Augen auf, und panischer Schrecken erfüllte ihn.

Es durfte nicht sein!

Seine Hand wischte durch die Luft und griff in das zersplitterte Glas.

Aber von Hellmark, der Bruchteile von Sekunden zuvor nur noch ein winziges, kaum wahrnehmbares Staubkorn gewesen, war nun nichts mehr zu sehen.

Er war nur noch ein lebendiges Etwas, und mit menschlichen Augen nicht mehr wahrnehmbar.

»O mein Gott«, stöhnte Lekarim, während er die Gefahr für sich übersah und sich gehetzt umblickte. Er merkte nicht mal, daß seine Finger bluteten und er richtig in die Scherben hineingegriffen hatte.

Hellmark war verschwunden!

Sein mikrobenhafter Körper war in eine unbekannte und höchst feindliche Umwelt geschleudert worden.

*

Er hatte das Gefühl, in einer Rakete zu sitzen und durch das All geschossen zu werden.

Alles um ihn herum war in Bewegung geraten. Hektische rote und schwarze Farbtöne zogen an ihm vorbei.

Björn Hellmark hörte die Luft, die zischend über ihn hinwegbrauste. Er überschlug sich mehrmals, ohne zu wissen, wo unten oder oben war.

Er begriff nicht, was geschehen war, ihm war nur klar, daß er noch lebte. Aber konnte man das, was man ihm da zugedacht hatte, überhaupt noch als Leben bezeichnen?

Das Rauschen und Brausen erreichte seinen Höhepunkt. Eine riesige schwarze Wand schien sich auf ihn herabzusenken, und er wurde hinweggespült von einer Welle aus Luft und Farbe, die er sich nicht erklären konnte.

Dann wurde es gleißend hell. Die rasende Bewegung war zu Ende. Ein Ruhepunkt war erreicht.

Eine fremdartige, nie geschaute phantastische Welt umgab ihn.

Hellmark hielt den Atem an, als er sich umsah.

*

Ajit Lekarim lag drei Sekunden da, als wäre jegliches Leben aus seinem Körper gewichen.

Dann erst fand er zu sich selbst zurück.

Er warf sich herum und sah, daß der Schwarze Priester bereits wieder auf den Beinen stand und ihn mit zynischem Gesichtsausdruck musterte.

Quappa Orgep war nicht mehr allein.

Er hatte die Geister gerufen, und sie waren gekommen.

Ruckartig bewegte Lekarim seinen Kopf.

Gefahr!

Fünf… sieben waren sie nun. Orgep erhielt Verstärkung durch die ihm untertänigen niederen Geister. Furchtbare Dämonengestalten schoben sich aus dem wogenden Nebelschleier auf den Inder zu.

Sie kamen von allen Seiten. Nur nicht von der Hütte her.

Der Inder starrte auf den Stab mit dem kreuzförmigen Aufsatz. Die Dämonen mieden die Nähe des geweihten Gegenstandes.

Lekarim sprang auf.

Wie ein Pfeil schnellte er durch die Luft und jagte auf den Hütteneingang zu. Aus den Augenwinkeln heraus nahm er wahr, daß Oliver Turnborgh von den beiden im Labor zurückgebliebenen Dämonen attackiert wurde. Die hatten sich wieder erholt.

Der Inder konnte nichts für den Engländer tun. Im Moment jedenfalls nicht. Er hatte einen Plan. Und den konnte er nur ausführen, wenn er sich jetzt nicht verleiten ließ, voreilig zu handeln.

Er war frei. Aber er war nur so lange frei, wie er nicht wieder in die Gewalt der Dämonen fiel. Diesmal würde man nicht lange Federlesens mit ihm machen.

Er ließ das Labor links liegen.

Wie von Sinnen stürmte er in den kleinen runden Raum, in dem man ankam, wenn man das transdimensionale Tor passierte.

Er sprang mit einem Satz in das Innere des Kreises. Am liebsten hätte er Oliver Turnborgh mitgenommen. Doch das ging nicht.

Von draußen stürmten die wie wilde Tiere sich benehmenden, knurrenden, fauchenden und brüllenden Dämonen herein.

Ajit Lekarim hockte wie ein Yogi im Mittelpunkt des Kreises und versuchte sich trotz der Unruhe und der Gefahr, die für ihn bestand, auf das dringend Notwendige zu konzentrieren.

»Ihr Männer von Rakshina und Dhomay! Reißt die Mauer nieder und holt mich zurück! Ajit Lekarim, euer treuer Verbündeter, ruft eure Geister an. Haltet fern die Bösen, laßt sie nicht den Kreis durchbrechen! Helft mir, die ihr mit eurem heiligmäßigen Leben die Liebe der guten Mächte errungen habt! Wehrt ab die Feinde, die ihre Krallen nach mir ausstrecken!«

Sein Körper wirkte mit einem Mal wie verklärt. Ein helles Licht,

das aus ihm selbst kam, hüllte ihn ein wie ein Mantel.

Und dann verschwand Ajit Lekarim. Der Kreis war leer.

Der Inder materialisierte auf der anderen Seite der realen Welt.

Er sah die vertraute Umgebung des finsteren Kellers des Hauses auf dem Hügel in Kalkutta wieder. Die bleichen Totenschädel umringten ihn.

Lekarim verließ sofort das Innere des magischen Kreises. Ein Aufenthalt von drei Sekunden nach der Wiederkehr aus der vierten Dimension bewirkte eine rückläufige Bewegung, und er würde erneut zurückgetragen werden.

Aber das konnte er im Moment nicht riskieren. Die weißmagischen Kräfte, die er angewendet hatte, um in das Geisterreich einzudringen, waren geschwächt. Er mußte sie neu aufladen.

Erschöpft, bleich und schweratmend blieb er in dem Halbkreis liegen, der von den Lehmwürfeln und den ausgestreckten bleichen Armknochen und skelettierten Händen gebildet wurde.

Mit zusammengekniffenen Augen blickte er sich um.

In der Finsternis lebte es und regte es sich.

Hinter dem magischen Schutzwall der Skelette und symbolträchtigen Würfel tauchten schummrige Gestalten auf. In den massigen, unförmigen Köpfen glühten böse Augen. Raubtieraugen, die ihn beobachteten und auf ihn warteten.

Lekarim schluckte.

Seine Widersacher, die jederzeit die Grenzen zwischen den Daseinsebenen an jedem Ort und zu jedem beliebigen Zeitpunkt überschreiten konnten, ließen nicht locker.

Dämonen waren in sein Haus gekommen, um auf ihre Gelegenheit zu warten.

Sie wollten ihn piesacken, vernichten, wie sie es mit George Beard getan hatten, wie schon manch andere ausgelöscht worden waren, deren Schicksal für alle Zeiten ungeklärt geblieben war.

Doch sie konnten nicht zugreifen. Solange er sich in dem größeren Ring befand, war er geschützt. Hier konnten seine Widersacher nicht eindringen, eine unsichtbare, geistige Wand warf sie zurück.

Lekarim versenkte sich ganz in seine Konzentrationsübungen. Über seine schmalen Lippen kamen unverständliche Worte und Beschwörungsformeln. Er verstärkte die Aufladung in diesem Raum, um die Geister aus einer anderen Welt weiter zurückzudrängen.

Die Konturen der Unheimlichen in der Dunkelheit verwischten sich. Die Atmosphäre im Keller des einsamen Hauses war angefüllt mit einer grauenvollen Stimmung. Die Dämonen versuchten, durch Angst und Grauen die Kräfte abzubauen, die Lekarim in geistiger Höchstspannung errichtete.

Er schaffte es!

Schweiß rann ihm aus allen Poren, die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht und seine Augen glühten, als würde er jeden Augenblick den Verstand verlieren.

Die angeschmutzte und zerschlissene Kleidung klebte auf seiner dampfenden Haut. Die Luft war mit einem Mal frisch und klar, man konnte wieder atmen.

Die ihn bedrängenden Geister waren verschwunden.

Ajit Lekarim hatte das Letzte von sich gefordert.

Lautlos kippte er auf die Seite, sein Körper entspannte sich. Lekarim lag wie ein Toter im Innern des zweiten Kreises.

*

Das anfängliche Gefühl der Übelkeit wich.

Björn Hellmark stand aufrecht in einer lichtüberfluteten Halle. Er glaubte sich im Innern eines märchenhaften Berges.

Kristalle glitzerten und schillerten in sämtlichen Farben.

Eine solche Farbenpracht hatte er nie zuvor in seinem Leben gesehen.

Vorsichtig berührte er mit seinen Fingern die schimmernden Wände. Sie waren hart und kalt. Schritt für Schritt ging er an der sich titanenhaft neben ihm auftürmenden Felswand entlang. Seine Schritte hallten durch die gigantische Höhle.

Wohin war er geworfen worden?

Er wußte, daß er mikrobenhaft klein war, aber das kam ihm nicht so vor. Auch in der Welt des Mikrokosmos stimmten die Größenverhältnisse.

Die unglaubliche Umgebung, in der er sich zurechtfinden mußte, ließ ihn sein ungeheuerliches Schicksal im ersten Moment gar nicht so recht zu Bewußtsein kommen. Die Tatsache, daß er lebte und existierte, war so wunderbar, daß die Ausweglosigkeit seiner Lage scheinbar noch gar nicht die Tiefe seines Erkennens erreicht hatte.

Das zitronengelbe Licht, das aus der Decke des Kristallberges auf ihn herabfiel, färbte seine Haut, seine Kleidung. Aus dem Gelbton wurde ein warmes Orange, ein dunkles Rot schließlich in dem Tausende und aber Tausende von Kristallen glitzerten.

Die riesige Höhle hinter den rotglitzernden Steinen verbreiterte sich noch.

Das Farbenspiel war wieder ungeheuerlich, fast betäubend. Hellmark registrierte schwach in seinem Unterbewußtsein den Gedanken, der ihn darauf aufmerksam machte, daß das Licht und die Farbenpracht fast einen hypnotischen Einfluß auf ihn ausübte.

Er fühlte sich seltsam beschwingt und beinahe fröhlich.

Die Luft im Innern des Berges war angenehm, mild und würzig.

Man hätte meinen mögen, daß gerade die kalten Wände doch auch die Luft abkühlen müßten. Doch dies war nicht der Fall.

Hellmark hob den Kopf. Über ihm, in einer unwirklichen Ferne, schien die Decke des Kristallberges zu schweben. Zweifel stiegen in dem Deutschen auf. Vielleicht war dies gar kein Berg, und nur ein solcher Vergleich drängte sich ihm auf, weil keiner die Welt des Mikrokosmos aus eigenem Erleben kannte. Vielleicht sah diese Welt so aus, vielleicht war der Himmel ein einziger irisierender Kristall? Wer wußte es zu sagen?

Wie benommen ging er weiter.

Die Halle war unterteilt durch zahllose glitzernde Säulen, die wie Stalagmiten aus dem Boden wuchsen.

Geheimnisvolle, ferne sphärenhafte Töne erfüllten mit einem Mal die Luft und veranlaßten ihn, stehenzubleiben und zu lauschen.

Er folgte dem rätselhaften, schwingenden Sing-Sang. Die Säulen wurden dichter. Das Licht immer dunkler. Man glaubte sich in einem riesigen Wald. Die geheimnisvollen Töne schienen durch jede Pore seines Körpers zu dringen.

Björn schritt zwischen den dichtstehenden Säulen auf eine glimmende, lockende Ferne zu, die manchmal greifbar nahe, manchmal Ewigkeiten entfernt schien.

In die sphärenhafte Musik mischte sich ein leises Rauschen, als würde es hier viele Springbrunnen geben, die in Aktion waren.

Und genau das war der Fall!

Wenige Schritte weiter eröffnete sich eine paradiesische Landschaft. Zu Stein gewordene Blumen und Blüten schillerten in allen Farben des Spektrums, und es gab sogar Farben, die er gar nicht bezeichnen konnte.

Aus einem weichen, wie mit Moos bewachsenen Boden wuchsen die mehr als mannshohen Blütenstengel empor. Die Wände der Kristallhöhle wichen weiter zurück. Natürliche Wasserfontänen sprühten aus dem Boden, und die Wassertropfen schwebten einige Zeit in der Luft und schillerten wie Regenbogen, ehe sie sich langsam wieder zu Boden senkten.

Dem Licht, das herrschte, haftete etwas Warmes, Anheimelndes an. Man fühlte sich einfach wohl, ohne sich dieses Gefühl erklären zu können.

Beiläufig registrierte Hellmark, daß die schillernden Wände ringsum, die diesen paradiesischen Spielplatz säumten, von Zugängen unterbrochen waren, als würden von dort die Besucher kommen, die sich an diesem Spielplatz erfreuen sollten.

Und genauso war es.

Björn Hellmark sah zum ersten Mal die Bewohner dieser phantastischen Welt.

*

Er hielt den Atem an und blieb hinter einer der schillernden Kristallsäulen stehen.

Unmittelbar vor ihm hob sich eine Wasserfontäne in die Luft. Er fühlte die feinverteilten Tröpfchen auf seinem Gesicht. Wie Tautropfen setzten sie sich in seine verdreckten Haare.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt tauchten zwei Gestalten auf. Nichts an ihnen war unmenschlich. Björn mußte daran denken, daß er sich in der Mikroweit der vierten Dimension befand. Doch auch hier hatte sich die Form der menschlichen Gestalt durchgesetzt.

Man konnte die beiden Wesen, die mit leichten, federnden Schritten daherkamen, ohne Bedenken als Menschen bezeichnen. Sie hatten eine bronzefarbene Haut, dichtes, schwarzes Haar und feingeschnittene Gesichtszüge.

Die Körper waren muskulös und kräftig.

Die beiden Ankömmlinge, die am Rande eines Springbrunnens Platz nahmen und mit ihren Händen in dem warmen, farbig schillernden Wasser spielten, unterhielten sich. Es war eine schnelle Folge hellklingender, vokalreicher Laute, die Hellmark unwillkürlich mit dem Chinesischen oder Japanischen verglich.

Er verstand kein einziges Wort. Es kamen noch mehr.

Die Stimmung, die in der Luft lag, war so angenehm, daß eine Heiterkeit aufstieg, die man als wohltuend empfand.

Hellmark sah, daß durch die verschiedenen Zugänge immer mehr junge Männer kamen, um sich hier auf diesem Spielplatz auszuruhen, sich zu unterhalten, sich einfach auf den moosartigen Boden zu legen, um auszuruhen, ihren Gedanken nachzuhängen, das Licht- und Farbenspiel der Kristalle und Springbrunnen beobachtend.

Niemand der Bewohner dieser Welt hatte bemerkt, daß es einen Fremden gab, der Zeuge der unverständlichen und eigentlich unbedeutenden Zusammenkunft dieser jungen Männer wurde.

Sie waren fast uniform gekleidet, stellte Björn fest. Ihre Oberkörper waren nackt. Auf der Brust trugen sie dünne Ketten mit verschiedenen Anhängern daran. Einige sahen aus wie plattgewalzte Zähne, andere hatten die Form eines Blattes oder eines Ringes.

Keiner aber war ohne diese Art Talisman.

Was suchten diese Menschen hier?

Sie saßen einfach herum.

War diese Kristallwelt, in die er, Hellmark, gestoßen worden war, eine Welt des Friedens, der Hoffnung, das eklatante Gegenstück zu jener gespenstischen und furchteinflößenden Welt der Dämonen, welche uneingeschränkt die vierte Dimension beherrschten?

Diesen Eindruck jedenfalls hatte er.

Etwa zwanzig junge Männer waren inzwischen in diesem Erholungszentrum erschienen. Die sphärenhaften Klänge brachen abrupt ab.

Gleichzeitig geschah noch etwas anderes.

Das geheimnisvolle, wohltuende Licht verlöschte.

Schreie erfüllten die Luft, Unruhe entstand.

Plötzlich war die Heiterkeit, die Fröhlichkeit wie weggewischt.

»Flieh!« sagte da eine Stimme in seinem Bewußtsein.

»Al Nafuur!« Hellmark war so erschrocken über die unerwartete Kontaktaufnahme, daß er den Namen laut aussprach.

Aber niemand kümmerte sich um ihn. In der absoluten Finsternis, die rundum herrschte, war jeder mit sich selbst beschäftigt. Alles rannte durcheinander. Angsterfüllte Schreie ließen die Luft erzittern, und im Innern des Kristallberges hallte das Echo schaurig und höhnisch aus der Tiefe der Gänge und labyrinthähnlichen Tunnel.

Ein Schatten huschte an Hellmark vorbei. Einer der Bewohner dieser Welt.

Ein zweiter…

Hellmark streckte die Rechte aus. Er packte den zweiten Fliehenden am Arm und riß ihn herum.

»Was ist hier los? Was geht hier vor?« fragte er schnell.

Die Augen des Fremden glänzten feucht. Die nackte Angst stand darin. Er gab einen schrillen Schrei von sich und versuchte sich loszureißen.

Eine Kette unbekannter, unverständlicher Laute sprudelte über die Lippen des Mikrokosmos-Menschen. Dieser Mann mit dem Talisman auf der Brust und der einfarbigen, dunkelbraunen Hose, die wie eine zweite Haut seine Beine umschloß, zitterte am ganzen Körper.

Hellmark hätte die Kraft gehabt, den Fremden weiter festzuhalten, aber er tat es nicht. Durch ihn würde er nichts erfahren, eine Verständigung war ausgeschlossen.

Der Mann rannte stöhnend und keuchend davon. Hellmark begann automatisch hinter ihm herzurennen. Die, die sich eben hier noch wie im Paradies gefühlt hatten, begannen vor einer unbekannten Gefahr zu fliehen.

»Was geht hier vor?« fieberte Hellmarks Hirn. »Was ist los, Al Nafuur? Ich habe so lange gewartet, gehofft, von dir einen Fingerzeig zu bekommen. Warum soll ich fliehen, was für einen Sinn hat dies alles noch?«

Jetzt, da die seltsame, hypnotische Beeinflussung, welche den Kristallen und der geheimnisvollen Musik entströmt war, aufgehört hatte, sah er die Sackgasse, in die er geraten war, glasklar vor sich.

»Alles hat seinen Sinn«, lautete die philosophische Antwort.

»Nichts geschieht ohne. Lauf den Weg zurück, den du gekommen bist, Björn! Du mußt aus dem Zentrum der Höhle fliehen. Du darfst ihnen nicht in die Hände fallen.«

Die Stimme in seinem Bewußtsein klang ruhig.

Wem darf ich nicht in die Hände fallen? dachte Hellmark. Der telepathische Kontakt zu dem geheimnisvollen Geistführer funktionierte einwandfrei, und wieder fragte er sich im stillen, warum Al Nafuur solange gewartet hatte mit einer Botschaft an ihn. Warum war sie nicht schon früher erfolgt?

»Es ging nicht. Die Macht der Schwarzen Priester wächst. Es war unmöglich, sich dir bemerkbar zu machen«, erklangen die Worte in ihm. »Du warst sehr gut abgeschirmt.«

Aus den vorangegangenen Gesprächen mit Al Nafuur wußte Björn, daß der Geheimnisvolle aus dem alten Land Xantilon ein Priester der »Weißen Kaste« war, die das Geheimnis des ewigen Lebens für sich gefunden hatten. Die Priesterkaste war wegen dieser Frage gespalten worden, in eine weiße und eine schwarze Gruppe, die sich der Hexerei und des Dämonenkults verschrieben hatte. Auch sie hatte ewiges Leben errungen.

Die Schwarzen Priester existierten heute in der Welt, konnten verschiedene Gestalt annehmen und beeinflußten Entscheidungen auf höchster Ebene, wenn nicht erkannt wurde, daß finstere Mächte ihre Interessen vertraten. Al Nafuurs Geist existierte in einem Zwischenreich, und er verfügte über keinen Körper. Er war, genaugenommen, ein Geistwesen. Die Schwarzen Priester aber hatten ein ewiges körperliches Dasein errungen, unter der Bedingung, den Mächten der Finsternis jederzeit Gehorsam zu zollen.

Mit dem Eintritt Al Nafuurs in Hellmarks Leben riskierte der Zauberpriester und Magier aus dem Lande Xantilon, daß sein Einfluß registriert und ein für allemal unschädlich gemacht wurde. Genau dies aber durfte nicht sein. Al Nafuurs Wissen war für Hellmark lebenswichtig geworden.

Björn rannte in das Dunkel. Er stieß in der Finsternis mit einem der Fliehenden zusammen. Der Körper des bronzefarbenen Mannes dröhnte wie eine Trommel.

»Dies ist der Grund, weshalb ich nicht früher mit dir in Verbindung treten konnte«, fuhr Al Nafuur fort. »Und dann habe ich dich nicht mehr gefunden. Ich mußte alle Spuren zurückverfolgen. Mein Geist mußte eine Ebene durchbrechen, auf der ich mich nie zuvor bewegt habe.«

»Du siehst, was aus mir geworden ist?« dachte Hellmark. »Im Augenblick bin ich nicht mehr als ein Grippevirus, mein Lieber.«

»Der Vergleich hinkt, aber es ist was Wahres dran.«

Björn stolperte. Instinktiv streckte er die Hände auf, um sich

abzufangen und sein Gesicht zu schützen.

Der Boden unter seinen Füßen war jetzt steinhart. Er hatte die Halle mit dem weichen, moosartigen Untergrund hinter sich. Mit der einen Hand griff er in eine Mulde, in der sich das nun schwarze Wasser aus dem Springbrunnen fing.

Ratsch… ratsch…

Seltsame Geräusche mischten sich unter die Schreie der Fliehenden.

»Zu spät!« hämmerte es in Hellmarks Bewußtsein. Es war Al Nafuurs Stimme.

»Zu spät? Was? Wieso?« Hellmark rappelte sich auf.

Ein dunkles Glühen kam aus den Wänden, als würde der Lichteinfall oder die Lichtausstrahlung der Kristallwelt von unbekannter Hand gesteuert.

Ratsch… wieder dieses merkwürdige Geräusch, als würde ein riesiger Rollo herabgelassen.

Die etwa zwanzig Fremden wirkten wie dunkle Schemen in der langsam heller werdenden Höhle.

Hellmarks Kopf flog herum.

Er sah die Mikrokosmos-Menschen vor den tunnelähnlichen Ausgängen hängen. Dort befanden sich jetzt riesige Netze, die aussahen, als wären sie aus gewaltigen Tauen geknüpft.

Die Fliehenden versuchten, an den Netzen emporzuklettern und durch die Zwischenräume nach draußen zu entkommen.

Aber sie klebten an dem Geflecht wie an Spinngeweb und waren außerstande, sich davon zu befreien.

Die Schreie der Unglücklichen verebbten nicht. Sie hallten in Hellmarks Ohren und schmerzten.

»Du hättest nicht hierher kommen dürfen. Du hättest abwarten sollen!« Al Nafuurs Stimme klang leicht vorwurfsvoll. Und nachdenklich…

Hellmark jagte auf einen der Ausgänge zu. Zwei der jungen Männer hingen in dem Netz, rissen und zerrten, aber es schien, als ob das Gespinst lebe und sie immer weiter einwebe. Über den Körpern der an dem Netz Hängenden waren flimmernde Kokons gespannt. Die Mikrokosmos-Menschen konnten sich nicht befreien. Dicht war der Mantel, der über ihren zuckenden Körpern lag.

Es rumpelte in der Tiefe der labyrinthischen Gänge, als kämen riesige Wagen heran.

Hellmark wollte mit einem Satz zurückspringen und hinter einer der steinernen Säulen Schutz suchen. Doch dazu kam er nicht mehr.

Etwas wischte durch die Luft und legte sich wie eine Schlange um seinen Hals. Es war warm und klebrig.

Gurgelnd griff Björn nach seinem Hals.

Er spürte das dicke, klebrige Tau, das sich mehrfach um seinen Nacken geschlungen hatte.

Er wurde über den Boden gezogen.

Seine Füße schleiften über das harte Gestein. Hellmark riß an dem Tau. Da klatschte er gegen das Netz. Sofort begann dieses unheimliche Tier – dafür jedenfalls hielt er es – seine Arbeit. Fäden über Fäden spannen sich in rascher Folge über seinen Körper.

Aus dem Dunkel des Stollens, den das klebrige Riesennetz bedeckte, näherte sich ein hohes, dunkles Gefährt.

Wie eine Lore raste es polternd auf sie zu. Es brauste direkt in das Netz hinein, aus dem auch Björn sich nicht mehr zu befreien vermochte.

Das Netz wurde durchbrochen. Es wurde an den Seiten von einem messerscharfen Aufbau regelrecht gekappt. Die Eingesponnenen plumpsten schreiend aber bewegungslos in das leere Gefährt, das noch einen kurzen Weg weiterrollte, dann wie auf ein stilles Kommando hin stehenblieb und auf feinen hohen, harten Rädern den Weg zurückfuhr, den es gekommen war.

Hellmark drückte und preßte gegen das seinen Körper umgebende Gespinst. Es gab nicht nach, es wurde immer enger, und er war im Bruchteil eines Augenblicks so fest umschlungen, daß ihm fast das Atmen zur Qual wurde.

Er konnte keine Arme mehr bewegen, keine Beine mehr. Er war völlig hilflos.

»Überleben, du mußt überleben!« empfing er die ersterbenden, schwachen Einflüsse in seinem Bewußtsein. »Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um dir zu helfen. Ich weiß noch nicht wie… aber du mußt überleben, Björn!«

Damit erloschen die telepathischen Mitteilungen Al Nafuurs.

*

Er atmete schnell und flach und hatte das Gefühl, als läge ein Zentnergewicht auf seiner Brust.

Die Umgebung veränderte sich.

Ein grünlicher Himmel spannte sich über die Landschaft.

Der Wagen, in dem Hellmark und die beiden Mikrokosmos-Menschen lagen, rollte in eine Wartekabine, die keine Decke hatte.

Die Wände links und rechts sahen aus wie schwarzer Beton.

Die Luft war erfüllt von einem schweren, süßlichen Geruch. Rufe und Unruhe wurden laut, es murmelte, als wäre die Luft mit einer Unzahl flüsternder Stimmen geschwängert.

Hinter der schwarzen Mauer war etwas.

Björn Hellmark versuchte sich auf die Seite zu rollen. Nach

mehrmaligen Versuchen gelang es ihm.

Sein Körper war eingewickelt wie der einer Mumie. Sein Kopf und seine Augen waren frei.

Wenn er den Blick schräg nach oben richtete, sah er die menschenübersäten Ränge. Tausende und aber Tausende hockten hier und nahmen teil an einer Darbietung, über die er sich nicht klar wurde.

Die Massen sprangen von den Sitzen auf. Und er sah, daß es nur Frauen waren!

Die Oberkörper der Schönen waren nackt. Das tiefschwarze, lange Haar fiel leicht und luftig herab bis auf den Busen und bedeckte ihn halb.

Die Frauen und Mädchen trugen lange, farbenprächtige Röcke, die von goldblitzenden Spangen in Hüfthöhe gehalten wurden.

In das Lachen und Toben der begeisterten Menge mischten sich schreckliche Schreie.

Todesschreie!

Was passierte hier?

Al Nafuur schien im richtigen Augenblick erkannt zu haben, in welche neue Gefahr Hellmark, geraten war. Aber die Warnung war zu spät gekommen. Al Nafuur hatte ihn zu spät entdeckt.

Ein Ruck ging durch das harte, klobige Gefährt, in dem sie lagen. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Er rollte um das Mauerwerk herum.

Hellmark konnte nur nach oben sehen. Die Seitenteile des Gefährtes waren so hoch, daß er nicht erkannte, was draußen eigentlich vorging. Das Ganze kam ihm vor wie eine Arena, in der offensichtlich Kampfspiele abgehalten wurden. Hatte man deshalb die jungen Männer in die Falle gelockt?

Er versuchte sich aufzurichten. Es war unmöglich. Er vernahm die Schreie und hörte das klappernde Geräusch schnell rollender Räder, es ratschte, als würden Schwerter durch die Luft gezogen. Zwischen den Anfeuerungsrufen der Masse immer wieder die Schreie der Getroffenen und dumpfe, gutturale Laute, deren Verursacher Hellmark sich nicht vorstellen konnte.

Er registrierte, daß seine beiden Schicksalsgefährten sich bewegten. War das die Möglichkeit?

Der Kokon auf ihren Körpern wurde schwächer. Einzelne Fäden fielen herab, wurden morsch und brüchig und grau, und sahen aus wie abgestorben.

Die jungen, muskulösen Männer, die zuerst in die Gewalt des teuflischen Netzes geraten waren, konnten sich aus dem gesponnenen Gefängnis schnell und umfassend befreien.

Sie sprangen auf, riefen sich etwas Unverständliches zu,

kümmerten sich gar nicht um den blonden Hellmark, der im wahrsten Sinn des Wortes ein Fremder für sie war.

Er hatte eine andere Haut- und Haarfarbe und sprach eine Sprache, die sie nicht verstanden. Sie kümmerten sich nicht um ihn.

Auch bei Björn Hellmark wurde der Kokon jetzt schwächer. Die Fäden schienen nur eine bestimmte Dauer funktionsfähig zu bleiben.

Björn strampelte sich frei, riß die letzten morschen Taue von seiner Brust und schleuderte sie zur Seite. Es raschelte wie ausgetrocknetes Stroh. Unsichtbare Augen schienen die Vorgänge zu verfolgen, auch wenn der Eindruck erweckt wurde, als ginge das Geschehen über die Bühne, ohne daß jetzt noch jemand eingreifen würde.

Ein Ruck ging durch den Wagen. Er wurde einfach nach vorn gekippt. Der Ruck war so heftig, daß auch Hellmark, obwohl er schnell reagierte, wie ein Geschoß davonflog. Er rutschte über die nach unten gekippte Seitenwand, über die auch die beiden Fremden kullerten.

Sandiger Boden…

Hellmark schmeckte den Sand auf seinen Lippen.

Er war eine Sekunde lang benommen, aber er rappelte sich dennoch auf, um sich zu vergewissern, in was für eine Lage er nun geraten war. Er zweifelte daran, daß die ungewöhnliche Befreiung uneigennützig geschah.

Als er den Kopf hob, erblickte er eine Alptraumlandschaft.

Das Innere der Kampfstätte, in die man ihn verschleppt hatte, glich einem Schlachtfeld.

Und hier wurde geschlachtet. Die jungen Männer, die in der Kristallhöhle so verjüngt und glücklich gewesen waren, wurden hier regelrecht hingerichtet.

Und Tausende von berauschten Besuchern wurden davon Zeuge!

Hellmark hockte im ersten Moment da, unfähig sich zu rühren, das unheimliche Bild in sich aufnehmend.

In der Arena lagen abgeschlagene Arme und Beine, geteilte Rümpfe und abgeschnittene Köpfe. Der Boden war blutbesudelt, und der Geruch der Verwesung hing in der Luft. Hier wurde ein Fest des Todes gefeiert, für das es in der realen Welt nichts Vergleichbares gab.

Auf den Rängen saßen dicht gedrängt die Zuschauer. Nur Frauen. Glühende Wangen, in einem Rausch von Begeisterung.

In der Mitte der Kampfstätte sah man drei Gefährte, die an römische Kampfwagen der Vergangenheit erinnerten.

In den flachen, zweirädrigen Gefährten standen ebenfalls Frauen, schön und stolz wie Göttinnen, das schwarze Haar kunstvoll geflochten. Auf den schmalen Schultern wurden farbenprächtig gestickte Gewänder mit großen Spangen gehalten.

Die stolzen Göttinnen gleichen Frauen standen mit hochgehobenen

und vor Erregung glühenden Gesichtern in ihren Gefährten, eine Art Sense in der Hand.

Furchteinflößend waren die Gestalten, die vor die Kampfwagen gespannt waren.

Es waren menschenähnliche, verwilderte Wesen mit dunklem, ungepflegtem Haarschopf und bösen, verzerrten, länglichen Gesichtern, in denen große, aufgeworfene Lippen und kräftige Zähne auffielen. Die großen Augen waren weit aufgerissen und die langen, kräftigen Arme waren weit nach vorn gestreckt. Sie lagen zum Sprung bereit vor die Wagen gespannt, als warteten sie nur auf einen Befehl.

An den Händen wuchsen lange, klauenartige Fingernägel, mit denen sie im blutgetränkten Sand scharrten.

Dann erfüllte ein vielstimmiger Aufschrei, der wie ein einziger klang, die nach Blut und Verwesung riechende Luft unter dem giftgrünen, unheimlich aussehenden Himmel.

Das war das Signal.

Die Sensen kamen in die Höhe, die drei Schönen in den Kampfwagen stimmten in den tausendstimmigen Kampfschrei mit ein. Die unheimlichen Zugtiere vor den Wagen setzten sich in Bewegung. Die kraftvollen langen Laufarme holten weit aus. Die Wagen fuhren mit gleich hoher Geschwindigkeit und so dicht nebeneinander, daß man glaubte, die Räder würden sich verfangen.

Und da erst sah Björn, daß es mit diesen Rädern etwas Besonders auf sich hatte und er begriff, auf welch schreckliche Weise dieses Gemetzel zustande kam.

An den Rädern befanden sich halbmondförmige Sicheln, die messerscharf geschliffen waren und blinkten wie polierte Rasiermesser.

Die Räder drehten sich rasend schnell. Der Zwischenraum war so belassen, daß ein Körper genau dazwischen paßte, daß er vor den Augen der berauschten Zuschauer förmlich zerschnitten werden mußte.

Die Rufe des weiblichen Publikums feuerten die Gefährtinnen in den Wagen an.

Die beiden Mikrokosmos-Männer, die mit Björn in dem hochbeinigen Wagen aus der Kristallhöhle geholt worden waren, ergriffen panikartig die Flucht, um sich vor den heranrasenden Gefährten in Sicherheit zu bringen.

Aber diese Sicherheit gab es nicht.

Eine solche Annahme und Hoffnung war irrig.

Rundum standen glatte, mehr als doppelt mannshohe, runde Mauern, hinter denen sich die Zuschauermassen verschanzten.

Die Arena war ein Gefängnis.

Auch die Stelle, wo vor wenigen Augenblicken noch der Wagen

gestanden hatte, aus dem sie gekippt worden waren, war nun abgesichert. Eine hohe Mauer war von der Seite her vorgeglitten und schloß die Arena auch von dieser Seite hermetisch ab.

Man konnte den Kampfwagen nur entkommen, wenn man wegrannte, wenn man sich zur Seite warf.

Aber auch dies konnte nur eine geraume Zeit gutgehen.

Selbst wenn sich die Verfolgten an die runde Mauer preßten, in der Hoffnung, daß die Kampfwagen gar nicht so nahe an das Mauerwerk heranfahren konnten, so war auch dies irrig.

Die beiden jungen Männer spritzten zur Seite.

Hellmark selbst blieb unbeweglich auf der Stelle hocken.

Noch waren die Kampfwagen weit genug entfernt, um keine unmittelbare Gefahr für ihn zu bedeuten.

Und er erkannte, daß die Fahrzeuglenkerinnen bezwecken wollten, daß die Opfer, die für das Massaker zusammengepfercht worden waren, sich zur Flucht wanden, daß sie kopflos wurden.

Die Menge tobte.

Die beiden jungen Männer rannten, so schnell sie ihre Beine trugen. Der eine wandte sich nach links, der andere nach rechts.

Die verwilderten, halb Tier halb Mensch scheinenden Zugtiere holten mächtig aus.

Die großen Räder holperten über die Leichenteile auf dem Boden hinweg und schleuderten sie empor. Und selbst darin hatten die Lenkerinnen Erfahrung. Die aufgewirbelten Körper wischten zwischen den Rädern von jeweils zwei Wagen empor und wurden abermals geteilt.

Zwei der Wagen wurden herumgerissen. Die Lenkerinnen jagten auf den einen der Fliehenden zu. Der dritte Wagen verfolgte den anderen, der sich der einen Mauer der Arena genähert hatte.

Was Hellmark zu sehen bekam, ging über seinen Verstand.

Das Doppelgespann teilte sich. Ein breiter Zwischenraum entstand. Die menschlichen Tierwesen vor den Karren gaben dumpfe und abgeschnittene Laute von sich. Sie keuchten und grunzten wie die Schweine, und ihre furchtbaren, klauenartigen Hände bohrten sich in die Leichenteile, die den Boden der Kampfstätte bedeckten.

Hellmark begriff nicht, was hier vorging. Er wurde Zeuge, ohne etwas daran ändern zu können.

Der, den die beiden Wagen verfolgten, geriet in die Mitte der beiden Räder. Die beiden Wagen näherten sich einander, und es sah so aus, als wollten sie den Fliehenden zermahlen.

Die beiden halbmondförmigen Sicheln an den Außenseiten drehten sich so schnell, daß man glaubte, sie ständen still.

Der Fliehende blieb abrupt stehen. Er riß den Mund weit auf. Das Geklirr der aneinander schlagenden Messer war so stark, daß man den

Schrei nicht hörte.

Der Flüchtling ließ sich einfach zu Boden plumpsen. Aber damit erreichte er nichts. Die Messer reichten so tief herab, daß sich die scharfe Schneide tief in den Körper des Unglücklichen bohren mußte, wenn die beiden dicht an dicht rasenden Räder jetzt an dem liegenden Körper vorüberrasten.

Doch die Lenkerinnen hatten sich etwas Besonderes ausgedacht. Es kam nicht darauf an, schnell zu töten. Die blutgierige Masse wollte ihr Vergnügen haben.

Diese teuflischen Weiber, die sich hier versammelt hatten, wollten teilhaben an der Qual, am Leid, am langsamen Töten.

In dem Augenblick, da die Räder jene Stelle erreichten, wo sie den Fliehenden in Stücke zerreißen mußten, wichen die beiden Wagen zur Seite hin aus. Blitzschnell.

Eines der Messer riß den zu Boden Gestürzten in die Höhe.

Schreiend wirbelte er durch die Luft.

Blut spritzte. Ein Arm baumelte nur noch an einem fingerdicken Faden.

Der Mann rannte wie von Sinnen und unter wahnwitzigen Schmerzen davon.

Die Wagenlenkerinnen hatten die neue Richtung schon wieder eingeschlagen.

Rasend schnell kamen sie auf Hellmark zu, der wie erstarrt am Ende der Arena hockte.

»Was ist das für eine Welt!« kam es wie ein Hauch im Selbstgespräch über seine Lippen. »Nimmt denn dieser Horror-Trip überhaupt kein Ende?«

Doch das Ende kam auf ihn zu. Die flimmernden Sicheln… die verwilderten Ungeheuer mit den starken Zähnen und den Klauenhänden… dies alles war direkt vor ihm, vor seinen Augen.

Seine Horror-Reise schien erst jetzt richtig zu beginnen.

Das Grauen, das ihn erfüllte, war unbeschreiblich.

*

Rani Mahay lag in seinem Wohnwagen.

Der Koloß von Bhutan, wie man ihn nannte, gehörte einer Artistengruppe an, die eine Welt-Tournee hinter sich hatte. Der indische Zirkus, mit dem Mahay durch die Welt gereist, war vor zwei Tagen in Kalkutta eingetroffen. Nun lag eine größere Pause vor den Mitgliedern.

Mahay wurde plötzlich wach. Er schlug die Augen auf, starrte erstaunt vor sich hin und richtete sich auf.

Die Stimme, grellte es durch sein Bewußtsein. Er hatte doch eben

deutlich eine Stimme gehört…

Unruhig blickte er sich um.

Aber da war niemand.

»Es geht um Björn Hellmark.«

Da war sie wieder! Er hatte also nicht geträumt… Björn Hellmark! Dieser Name bedeutete ihm etwas. Bei Mahays Aufenthalt in Genf, war er durch seine magische Kristallkugel auf Hellmarks Haus aufmerksam geworden. Mahay hatte Kontakt zu Carminia Brado gefunden, und schon damals hatte sich abgezeichnet, daß sein Leben irgendwie mit einer Person namens Hellmark in Beziehung stand.

In all den Wochen seit dem mysteriösen Verschwinden des jungen Deutschen war er mit seinen Gedanken doch bei ihm gewesen, obwohl er Hellmark noch nie persönlich begegnet war.

Bei seinem Abschied aus Genf war er noch mal mit Carminia Brado, der reizenden, ständigen Begleiterin Hellmarks, zusammengetroffen. Ihr hatte er versprochen, aufmerksam alles zu beobachten, was sich in der Kugel betreffs Hellmark zeigen sollte.

Er hatte die geheimnisvolle Kristallkugel von einem sterbenden Mönch bekommen, der in einem abgeschiedenen Himalayakloster ein asketisches Leben geführt hatte.

Dieser Mann war ein Onkel von ihm gewesen. Auf seinem Sterbelager hatte er Mahay von der magischen Kugel berichtet und darauf hingewiesen, daß sie ihm in allen entscheidenden Lebenssituationen einen Weg zeigen würde. Aber die Bildersprache der Kugel war nicht immer leicht verständlich. Es gab Szenen, mit denen er zu Beginn nichts hatte anfangen können.

Er hatte es lernen müssen, die Bilder und Szenen zu deuten. Fremde Länder zeigten sich in der Kugel, fremde Gesichter, Menschen, die irgendwie von Bedeutung in seinem Leben wurden, lernte er bereits lange vor seiner ersten Begegnung mit ihnen kennen.

Auf dem kleinen quadratischen Tisch vor ihm stand ein kugelförmiger Gegenstand, der mit einem schwarzen Tuch abgedeckt war.

Blitzschnell zog er das Tuch zurück. Die schimmernde Kristallkugel ruhte auf einem goldenen Sockel.

Farben und Lichter spielten im Innern der Kugel. Mahay mußte daran denken, daß die Stimme, die er im Traum wahrgenommen zu haben glaubte, ihn darum gebeten hatte, aufzustehen und einen Blick in die Kugel zu werfen.

Er war weder erschrocken noch irritiert. Er war ein Mensch aus besonderem Holz geschnitzt. Seitdem er ahnte, daß sein Leben mit dem Hellmarks in Beziehung stand, wunderte er sich über Verschiedenes überhaupt nicht mehr.

Die farbigen Nebel im Innern der kopfgroßen Kugel formierten

sich.

Rani Mahay erblickte eine phantastische Szene. Und er erkannte unter den Agierenden Björn Hellmark.

Der Blonde sprang in die Höhe. Vor ihm tauchte ein seltsames Gefährt auf, das an einen alten römischen Kampfwagen erinnerte. Vor das Gefährt waren verwilderte, menschenähnliche Wesen gespannt, denen gelblicher Speichel von den aufgeworfenen Lippen troff.

Die unheimlichen Gestalten hetzten auf Hellmark zu.

Sand spritzte auf, Leichenteile von Hingemordeten flogen durch die Luft und… da verwischte das Bild. Die rätselhaften Einflüsse, welche die magische Kugel empfing, lösten sich auf in breite, verzerrte Streifen, und es war unmöglich zu erkennen, was sich abspielte.

Mahay hielt den Atem an.

Was ging hier vor? Wo vor allen Dingen ereignete sich dieses Geschehen? Er hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt.

Die Kugel zeigte Zukunftsereignisse auf. Das, was er jetzt zu sehen bekam, konnte passieren, wenn nicht…

Er stutzte.

Neue Bilder formierten sich.

Er erkannte typische Straßenzüge in Kalkutta.

Dann Elendshütten. Am Stadtrand. Dies alles geschah jetzt und hier, in seiner unmittelbaren Umgebung. Auch die Zirkuswagen standen geparkt an der Peripherie Kalkuttas.

Leicht ansteigendes Gelände… Bewaldete, flache Hügel. Ein klarer Sternenhimmel spannte sich darüber. Nacht! Die gleiche Zeit wie jetzt. Alles schlief. Nur die Ratten nicht, die über die Straßen und Pfade huschten und in den Abfallbergen herumwühlten, die wild deponiert lagen.

Dann ein schmaler Weg. Dort stand ein Wagen. Er war am Fuß eines mit Debdalu- und Mangobäumen bewachsenen Hügels geparkt. Kaum wahrnehmbar ein Haus, wie hingeduckt unter den hochgewachsenen Bäumen.

Ein altes, von Wind und Wetter schon angegriffenes Haus auf einem Hügel.

Hier in Kalkutta, am Stadtrand…

Mahay registrierte alles sehr genau und merkte sich markante Punkte. Dies war die Bildersprache der Kugel.

Das Innere des Hauses.

Verschmutzt, unbewohnt.

Nein, doch nicht.

In der dunklen Ecke saß eine Gestalt, ein Mann. Er trug eine beige Hose, ein weißes, nicht zugeknöpftes Hemd.

Der Mann stellte schmale Bretter auf, die mit grellen Farben bemalt waren. Unheilvolle Symbole und Zeichen bedeckten das

glattgeschliffene Holz. Abwehrzeichen.

Die Atmosphäre im Innern des Hauses war dumpf und beklemmend.

Der Mann in der Ecke erhob sich und drehte sich um. Es sah jetzt so aus, als würde er auf eine versteckte Kamera zukommen, die die Bilder aus dem Innern übertrug.

Mahay erblickte ein schmales, asketisches und energiegeladenes Gesicht. Es war Ajit Lekarim, der Vorbereitungen traf, die Einflüsse der Dämonen in seinem unmittelbaren Lebensbereich zurückzudrängen.

Dieser Mann war entschlossen, etwas Großes zu unternehmen.

Dieser Mann hatte irgend etwas mit den Bildern zu tun, die Mahay zuvor in der Kugel hatte beobachten können. Und damit stand er auf irgendeine Weise mit Hellmark in Verbindung, wußte möglicherweise etwas über dessen Schicksal.

Dies wiederum war der Anlaß, daß Rani Mahay aktiv wurde.

Er fühlte sich zu Hellmark hingezogen und spürte, daß er diesen Menschen unterstützen mußte, ohne es sich erklären zu können.

Er mußte Kontakt aufnehmen zu diesem Mann, der in der Hütte auf dem Hügel etwas vorbereitete.

Mahay deckte die Kugel ab, nachdem alle Bilder erloschen waren und er keine weiteren mehr empfing. Der Mann aus Bhutan, der mit Muskeln bepackt war und an dessen Körper sich kein Gramm Fett befand, atmete tief durch. Sein mächtiger Brustkasten dehnte sich.

Rani Mahay verstaute die magische Kristallkugel in dem ledernen hohen Koffer und verschloß ihn. Schnell zog der Koloß aus Bhutan sich an, nahm den Koffer und verließ den Wohnwagen.

Es war wenige Minuten vor Mitternacht. Alles lag in tiefer Ruhe. In der Wohnwagenstadt rührte sich nichts.

Mahay ging zum Wagenpark. Dort stand ein alter dunkler Mercedes. In den setzte er sich. Doch noch ehe er startete, löste sich eine Gestalt aus der Dunkelheit und kam auf ihn zu. Es war Kamal, der Nachtwächter. Er war verantwortlich dafür, daß hier alles seine Ordnung hatte.

»Ich hab' schon gedacht, da wollte sich einer an deinem Flitzer vergreifen«, grinste er, als er seinen Kopf durch das heruntergekurbelte Fenster zu Rani in den Wagen steckte.

Mahay lachte leise. »Das wäre ein Fehlgriff gewesen, Kamal. Warum sollte sich einer an einem schrottreifen Fahrzeug vergreifen? Da gibt's anderes hier zu holen.«

»Machst du noch einen Besuch bei deiner Freundin?« fragte Kamal neugierig. Er warf einen Blick auf den Rücksitz, wo der dunkle kleine Koffer stand. »'nen Koffer voller Brillanten und Schmuck? Die wird sich freuen.«

Mahay lachte, aber er sagte nichts. Nur die wenigsten wußten, was er wirklich in diesem Koffer transportierte. Der Inhalt war ihm mehr wert als alle Brillanten und Diamanten auf der Welt.

Mahay startete. Der Motor lief ruhig.

Kamal trat zur Seite.

Drei Minuten später verschwand das Fahrzeug des Bhutaners in der Nacht.

Mahay deutete die nächtliche Botschaft richtig.

Erst die geheimnisvolle Stimme, die ihn geweckt hatte, dann die Bilder in der Zauberkugel. So war es auch in Genf gewesen.

Doch da war er zu spät gekommen. Er hatte den gefahrvollen Weg, den Hellmark eingeschlagen hatte, zwar erkennen können, aber keine Gelegenheit mehr gehabt, ihn zu verhindern. Carminia Brado, Hellmarks Freundin und Vertraute, war noch von Mahay unterrichtet worden. Aber ihr Eintreffen in London war zu spät erfolgt.

Es hatte sich herausgestellt, daß Mahay Bilder in seiner Kugel empfangen hatte, welche zum Teil direkt das gegenwärtige Geschehen zum Inhalt hatten oder die unmittelbar bevorstehende Zukunft.

Wenn es – eigenartigerweise – auch diesmal so war, dann mußte er, Mahay, von der Überlegung ausgehen, daß Björn Hellmark sich in tödlicher Gefahr befand.

In diesem Fall war höchste Eile geboten.

Er, Mahay, mußte das Haus auf dem Hügel zwischen den Debdalu- und Mangobäumen suchen. Hoffentlich fand er es. Auf dem schnellsten Weg. Der Mann dort wußte mehr…

*

Björn Hellmarks Wille zu überleben war vorhanden.

Und ein ungeheurer Kampfeswille, es seinen ungewöhnlichen Widersachern zu zeigen, daß er nicht so schnell die Flinte ins Korn warf, gesellte sich hinzu.

Es war die Stimme seines Blutes, die erwachte. Das geheimnisvolle Erbe seiner Ahnen, ein Kampfgeist, der nur auf sie zurückzuführen war, schaffte sich Platz.

Hellmarks Reaktion war wie eine Explosion.

Es war sinnlos zu fliehen. Dies hatte er im ersten Augenblick erkannt, als der Angriff auf die beiden Mikrokosmos-Menschen erfolgt war. Derjenige, der sich nach links gewandt hatte und auf die Mauer zugerannt war, lebte schon nicht mehr.

Er war voll von einer der halbmondförmigen Sicheln erwischt worden.

Der Kampfwagen war wie ein Blitz herangefegt und hatte den Körper des Unglücklichen förmlich an die Wand gedrängt.

Die rasiermesserscharfe Schneide hatte den Leib in mehrere Teile zerschnitten. Dieses schnelle Ende aber paßte den Zuschauern nicht. Sie gaben seltsame Laute von sich, die ihre Unzufriedenheit ausdrückten.

Hellmark war sich im klaren darüber, daß der Angriff auf ihn nun forciert und zu einer Hetze auf sein Leben wurde.

Er spürte schon den heißen, stinkenden Atem der verwilderten Tiermenschen, die sich wie die Wagenlenkerinnen und die Zuschauerrinnen in einem wahren Rausch befanden.

Alle Muskeln an Hellmarks Körper waren zum Zerreißen gespannt. Die Masse auf den Rängen sprang auf und tobte.

Ein Brüllen und begeistertes Kreischen ließ die Luft erzittern.

Das hatten die Zuschauer noch nicht erlebt. Da war ein Gefangener, der keine Anstalten machte zu fliehen. Er ließ die Gefahr direkt auf sich zukommen.

Hellmark machte sich keine Gedanken mehr darüber, in was für eine verrückte Welt er da geraten war, in der das weibliche Geschlecht offensichtlich die Oberhand hatte. Ein Amazonenstaat, in dem grausame Spiele getrieben wurden. Die Welten ähnelten sich mehr, als man zu hoffen gewagt hatte. Gleiche Einflüsse bewirkten gleiche oder ähnliche Entwicklungen.

Dieses grauenvolle Kampfspiel, dessen Ausgang eigentlich von vornherein feststand, war genauso unlogisch und unnütz wie die Kriege, die in der realen Welt in der Vergangenheit geführt wurden und die noch immer geführt werden.

Jetzt waren sie heran.

Die Klauen der hechelnden Zugtiere kamen in die Höhe und schwebten sekundenlang über ihm.

Hellmark stieß sich ab.

Die unheimlichen Wilden schienen zu beabsichtigen, ihn zu packen und ihn wie die verstreut umherliegenden Leichenteile durch die Luft zu schleudern. Doch damit hatten sie kein Glück. Da, wo Hellmark noch eben gestanden hatte – war nichts mehr.

Fauchend warfen die beiden vor den direkt auf Hellmark zugesteuerten Kampfwagen gespannten Wilden die Köpfe herum.

Der eine knurrte bösartig.

Hellmark hatte alles auf eine Karte gesetzt.

Er war einfach gesprungen. Auf den gebückt laufenden Halbmenschen zu.

Björn stand auf dem schwankenden, zuckenden Rücken und griff in die Gurte, an denen die Zugtiere angespannt waren, und krallte sich fest.

Die Wagenlenkerin, bereits darauf eingestellt, das Gefährt unmittelbar vor dem Opfer herumzureißen, um das grausame Spiel in

die Länge zu ziehen und um sich die Begeisterung der Masse zu sichern, begriff im ersten Moment überhaupt nicht, was da eigentlich geschah.

Es ging alles blitzschnell.

Wie ein Schatten tauchte Hellmark plötzlich vor ihr auf, über den langgestreckten Rücken der Wilden rennend, sich in den schmalen, stabilen Wagen schwingend.

Wie von Sinnen jagten die beiden Vorgespannten im Kreise herum. Der Wagen holperte über die Leichenteile hinweg, manchmal schien es, als ob er umkippe.

Hellmark riß der Lenkerin die Zügel aus der Hand, die Sense.

Da erst begriff sie, daß etwas eingetreten war, was in ihrem ganzen bisherigen Leben als einmalig bezeichnet werden mußte.

Sie schrie. Sie zeigte zwei Reihen perlschimmernder Zähne. Ihr gellender Aufschrei schmerzte Björn in den Ohren.

Sie setzte sich zur Wehr und versuchte, sich in dem kleinen Wagen zu behaupten. Aber die Kraft, die Hellmark entgegensetzte, war beachtlich. Dagegen konnte sie nichts ausrichten.

Trotz ihrer zarten Glieder verfügte sie über kräftig ausgebildete Muskeln. Sie trommelte gegen Hellmarks Brust und versuchte ihn mit der Sense schachmatt zu setzen.

Björn ließ eine Hand los.

Damit packte er sie am Unterarm. »Nicht so brutal, Kleine«, murmelte er. Mit einem Ruck entriß er ihr die lange Sense, mit der sie ihr Gespann traktiert hatte. Gleichzeitig ließ er die Zügel los und legte beide Arme um den Körper des schlanken, nur mit einem dünnen Gewand bekleideten Mädchens und zwang sie, die Zügel in die Hand zu nehmen, während er blitzschnell die lange, speckige Lederschnur um ihren weißen Hals legte. »Ich drück’ zu«, sagte er hart. »Ich weiß zwar nicht, ob du meine Worte verstehst, aber die Sache mit der Sense begreifst du bestimmt.«

Sie war völlig durcheinander und schüttelte an den Zügeln, als hätten sie sich verhakt.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm Björn wahr, daß die Lenkerin ihre lange Sense durch die Luft schwang.

Sie gaben nicht auf. Sie fingen sich jetzt erstaunlich schnell, um die Oberhand wieder zu gewinnen. Björn war wendig.

Er duckte sich. Die scharfe Schneide zischte an seinem Kopf vorbei.

Die getroffene Wagenlenkerin gurgelte dumpf, riß beide Hände hoch und schlug sie sich vors Gesicht.

Der Wagen geriet außer Kontrolle.

Hellmark reagierte sofort. Er riß die Zügel wieder an sich. Die Wilden vor dem Gefährt reagierten auf den geringsten Zug, den geringsten Druck. Darauf waren sie abgerichtet.

Der Kampfgeist der Ahnen schien immer stärker in ihm zu erwachen, und er wurde mit Problemen fertig, von denen er nicht geglaubt hatte, daß er sie meistern könne.

Er befolgte das Gebot des Augenblicks. Das hieß handeln und überleben. Zeit gewinnen. Irgend etwas bereitete Al Nafuur vor. Aber wie immer dieser Eingriff auch erfolgen würde, er konnte nur erfolgreich sein, wenn er jetzt nicht versagte, wenn er jetzt nicht den Kopf verlor.

Die Tatsache, daß das Blut aus ihrer aufgeplatzten Haut sprang, lähmte die Reaktion der Wagenlenkerin sofort.

Sie hatte keinen Kampfgeist mehr. Sie blutete. Es war ihr Blut. Und das mußte etwas Furchtbares in den Augen dieses Amazonenvolkes sein.

Björn sah, daß die Lenkerin in den beiden anderen Kampfwagen unschlüssig waren, was sie jetzt unternehmen sollten.

Wie erstarrt standen sie in ihren Wagen.

Aber von anderer Seite wurde etwas unternommen. Die Organisatoren dieses grausamen Spiels handelten.

Ein Tor öffnete sich. Lautlos wichen die mächtigen Mauern zurück. In Zweierreihen kamen weitere Kampfwagen herein. Sechs, acht, zehn.

In weitem Bogen schwärmten sie aus.

Es kam ihnen darauf an, ihn einzukreisen.

Was dann werden sollte war ihm nicht klar. Aber soweit wollte er es erst gar nicht kommen lassen.

Der verletzte Schicksalsgenosse, dem beim ersten Angriff der Kampfwagen praktisch der Arm abgetrennt worden war, taumelte bleich und kraftlos auf den Wagen zu, in dem Björn Hellmark die Oberhand gewonnen hatte.

Björn streckte den Arm aus. »Komm ’rein, mein Junge«, preßte er hervor. »Ich weiß zwar nicht, inwieweit ich was für dich tun kann. Aber du scheinst begriffen zu haben, daß es offenbar etwas wert ist, die Sache in die Hand zu nehmen und nicht einfach alles mit sich tun zu lassen, was die anderen wollen.«

Der Bronzefarbene stieg auf die Halbmondsichel und kletterte mit Björns Hilfe in das Gefährt.

Hellmark riskierte abermals alles, ohne zu wissen, wie es ausgehen würde. Er hatte nichts zu verlieren.

Er gab dem Gespann die Zügel. Das reagierte.

Hellmark jagte mit seinem Kampfwagen direkt auf das weit offenstehende Tor zu, während die Kampfwagen, die zur Verstärkung hereingeschickt worden waren, sich noch formierten und einen engen Kreis zu bilden versuchten.

Björn kam den Absichten seiner unberechenbaren Gegner zuvor.

Noch ehe Bewegung in die Kampfwagenreihen kam, preschte er

bereite durch das Tor. Links und rechts hohe schwarze Wände.

Ein Tunnel, als ginge es unter den Rängen durch.

Die Lenkerin in seinem Wagen stand noch immer da wie eine Salzsäule und starrte auf ihre verschmierten Hände. Der junge Mann mit dem blutverschmierten Arm auf der einen Seite seines Körpers, lehnte gegen die Wageninnenwand, war in die Hocke gegangen und konnte sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten. Er preßte die Lippen zusammen, er hielt sich tapfer, obwohl furchtbare Schmerzen ihn peinigen mußten.

Der Tunnel war eng. Die Halbmenschen preschten mit langgestrecktem Rücken und weitausholenden Bewegungen durch den Stollen.

Björn wußte nicht, wohin es ging.

»Alay – Alay«, hörte er da die Stimme neben sich. Es war die Wagenlenkerin, die sprach. Aber was sie damit aussprechen wollte, wußte er nicht.

Dann lag das andere Ende des Stollens vor ihm. Dunkelgrün spannte sich der Himmel über ihm.

Der Stollen mündete in eine Straße. Die lag völlig verlassen vor ihm. Links und rechts der breiten sandfarbenen Sandbahn wabenähnliche Gebäude. Matt schimmerten Fenster darin, schmale, zerbrechlich aussehende Stiegen führten zu den einzelnen Wohnwaben.

Aber dort hielt sich jetzt niemand auf. Alle Bewohner dieser merkwürdigen Stadt schienen sich in der Arena aufzuhalten, die groß und rund das Ende der Stadt zu sein schien.

Hellmark blickte nur kurz zurück.

Dieser Augenblick genügte, um ihn erkennen zu lassen, daß die Arena vor dem Fuß eines gewaltigen dunkelrot in den Himmel wachsenden Berges erbaut war. Zu erkennen war auch, daß von der Arena aus schmale röhrenähnliche Gebilde in den Berg führten. Das waren die Stollen, durch die die Loren gefahren wurden, um die ahnungslosen männlichen Bewohner dieser Welt direkt in die Arena zu transportieren, wo sie hingemordet wurden.

Ein merkwürdiger Gedanke kam ihm.

War dieser blutrote Gebirgsriese die Grenze zwischen der Welt der Männer und der Amazonen?

Es war säumig, sich darüber Gedanken zu machen, es führte zu nichts.

Wichtig allein war die Flucht.

Aber wohin?

Jede Richtung, die er einschlug, konnte die falsche sein. Aber er war aus dem Kristallberg gekommen, und die Stelle, von der aus er sich in Bewegung gesetzt hatte, um seine nähere Umgebung zu

erkunden, war ihm verhältnismäßig sicher vorgekommen.

Er riß an den Zügeln. Das Gespann reagierte sofort. Der Wagen stand.

Der junge Mann, der in das Gefährt geklettert war, saß mit halbgeschlossenen Augen auf dem Boden des Kampfwagens. Er atmete kaum noch. Hellmark konnte beim derzeitigen Stand der Dinge nichts für ihn tun.

Er riß sein Zugtier herum und jagte den Weg zur Arena zurück.

Eine breite Straße lief wie ein Kreis um das runde Bauwerk.

Er hielt sich rechts.

Es war ein verwegenes Unternehmen, denn aus der Arena kamen seine Verfolger. Ein Heer von Kampfwagen ergoß sich ins Freie. Er fuhr ihnen praktisch entgegen und verkürzte damit den Abstand zwischen sich und seinen Verfolgern.

Aber er war weit genug rechts und stürmte mit seinem Gefährt an der hohen Mauer entlang, in der Hoffnung, daß die Kurve tatsächlich zum Berg führte. Gewißheit gab es nicht.

Der Schweiß lief ihm in Bächen über das erhitzte verdreckte Gesicht. Jetzt waren sie hinter ihm her!

Es war erstaunlich, wie verwegen und gekonnt er den Kampfwagen lenkte, als hätte er sein ganzes Leben nichts anderes getan. Die Tatsache, daß er in vielen sportlichen Disziplinen zu Höchstleistungen imstande war, machte sich jetzt auch hier bemerkbar. Er konnte sich sehr schnell einer Situation anpassen.

»Taiikx – Taiikx!« Ein vielstimmiger Ruf kam aus zahlreichen Kehlen.

Seine Verfolgerinnen waren ihm dicht auf den Fersen. Sie waren schneller als er und beherrschten die Technik des Wagenlenkens virtuos. Sie holten auf und kamen näher.

»Taiikx! Taiikx!« Wieder dieser Ruf. Drängender, lauter. Und die Rufe galten den Halbmenschen, welche die Wagen zogen.

Das Gespann vor dem Wagen Hellmarks wurde unruhig und weigerte sich mit einem Male, seinen Befehlen Folge zu leisten.

Die Rufe galten ihnen, sie waren die Taiikx.

Sie rissen den Wagen im Zick-Zack über die Straße, die an der Arena vorbeiführte. Auf der anderen Seite der Fahrbahn grenzte eine steppenartige, weite Landschaft an. Dahinter ein weißer, breiter Sandstreifen. Ein Ufer. Hohe, langblättrige Bäume standen wie Soldaten in Reih und Glied, und dunkles Wasser spülte an die weißen, gepflegten und menschenleeren Gestade.

Ehe Björn sich versah, befand sich der Kampfwagen mit ihm nicht mehr auf der Fahrbahn, sondern auf dem steppenartigen Untergrund, holperte über das stoppelige Gras, auf die Meeresbucht zu.

Die Taiikx schlugen einen Haken.

Der Wagen wurde herumgerissen. Die Wucht war so gewaltig, daß die verletzte Wagenlenkerin wie ein Geschoß aus dem Gefährt flog. Auch Hellmark konnte sich nicht halten und erst recht nicht der Mann, den er aus den Händen der blutrünstigen Amazonen gerettet hatte. Der Wagen kippte zur Seite.

»Taiikx! Taiikx!« Wie ein Triumphgeschrei hallte es durch die Luft.

Hellmark segelte über den Boden. Schwer schlug er auf.

Benommen rollte er über den harten Boden, fühlte den weichen, feinkörnigen Sand und hörte die rauschenden Wellen, die ans Ufer spülten.

Sein Schädel dröhnte, und er fürchtete schon, das Bewußtsein zu verlieren. Doch er riß seine ganze Willenskraft zusammen.

Vor seinen Augen flimmerte es. Aber er rappelte sich auf. Der Boden dröhnte unter seinen Füßen. Das Heer der Kampfwagen, von den Amazonen gelenkt, stürmte über die Steppe auf die Meeresbucht zu.

Links, nur wenige Schritte von ihm entfernt, wurde die weiße Sandbucht von dem flammend roten Gebirgszug begrenzt. Bizarre Felsenformationen wuchsen ins Meer, violettgischtige Wellenspitzen brachen sich dort und liefen dann sacht auf dem glatteren Gestein aus.

Hellmark sah die Kampfwagen in breiter Front auf sich zukommen.

Er sah auch, daß die Wagenlenkerinnen keine Rücksicht darauf nahmen, daß eine Angehörige ihres Volkes sich in tödlicher Gefahr befand.

Sie rappelte sich auf und saß noch, als die breite Front der Kampfwagen auf sie zukam. Es wäre genügend Raum gewesen, auszuweichen.

Aber sie schien ihr Leben verwirkt zu haben.

Ihre gellenden Schreie, als die Wagen auf sie zurasten, zerrissen die Luft.

Die Räder walzten sie nieder, andere nachfolgende warfen ihre Leiche in die Höhe, und die dicht an dicht sich drehenden Räder mit den messerscharfen Sicheln zerschnitten ihren Körper und schleuderten das, was davon übrig blieb, in alle Richtungen.

Nur wenige Schritte von Hellmark entfernt war der verletzte junge Mann aufgekommen. Er regte sich und versuchte weiter auf das Meer hinzukrabbeln. Er streckte den gesunden Arm aus und deutete auf die Felsenformation, hinter der eine dunkel gähnende Öffnung in das Innere des riesigen Berges führte.

Hellmark handelte, ohne lange nachzudenken. War dort das, was er suchte?

Er warf sich nach vorn. Er riß den Verletzten einfach in die Höhe. Die schreckliche Wunde blutete nicht mehr so stark. Der Abwehrmechanismus des Körpers war aktiviert worden. Die

Wundränder verhärteten langsam, eine dicke, lederartige Haut zog sich darüber wie Schorf, unter dem sich neue Haut bilden konnte.

Der Verletzte gab unverständliche Laute von sich, während sich Hellmark ihn sich wie einen Mehlsack über die Schulter warf. Der Mann deutete auf die Felsenformation, auf den dunklen Höhleneingang, und Hellmark leuchtete ein, daß dort in der Tat eine Möglichkeit bestand, dem Massaker zu entkommen.

Die Kampfwagen waren wenig geeignet, durch das Wasser zu fahren.

Hinter den Felsen gab es gute Versteck- und Untertauchmöglichkeiten.

Björn rannte durch das Wasser. Blauviolett war es, und es spritzte an seinen Beinen empor.

Er watete bis zu den Knien hinein und erreichte dann den ersten glutroten Fels, der wie der Höcker eines Kamels aus den Fluten emporragte.

Hellmark wandte sich um.

Die Verfolgerinnen standen in einer langen Reihe am Ufer und starrten herüber. Die Taiikx waren unruhig und scharrten im Sand. Ihre Klauen kamen manchmal wie im Krampf in die Höhe, und die langen, wie Bärenzähne aussehenden Ketten an ihren Hälsen klapperten lautstark.

Sie kamen nicht durch das Wasser!

Das Ufer war eine Grenze, das sie nicht überschritten.

Unbehelligt erreichte Hellmark mit seiner Last den Eingang der Höhle.

»Para… argom elak aii tekatom…«, sagte der Verletzte. Wieder streckte er die Hand aus. Er wollte seinem Retter klar zu verstehen geben, daß es gut wäre, in die Höhle zu gehen.

Björn ging den Weg zwischen den bizarren Felsbrocken. Er hatte den Verletzten von der Schulter genommen und trug ihn auf den Unterarmen. Jetzt kam es nicht mehr darauf an, schnell laufen zu müssen. Jetzt hatte er Zeit. Die Taiikx und die schrecklichen Amazonen bildeten keine unmittelbare Gefahr mehr für sie.

Er erreichte die Höhle, wandte sich dort noch mal um. Das Heer der Kampfwagen stand unverändert an der gleichen Stelle.

Hellmark trat in die feuchte, warme Höhle und sah am Gesichtsausdruck seines Schützlings, daß er damit genau das Richtige machte.

Das Wasser wurde flacher.

Es stand jetzt nur noch bis unterhalb seiner Knie. Der Boden stieg sanft an. Das Wasser reichte ihm bis zu den Knöcheln. Dann stand er auf trockenem Felsuntergrund.

Das Gestein schimmerte hier nicht ganz so brillant wie in der

Höhle, die er unmittelbar nach seiner Ankunft im Mikrokosmos kennengelernt hatte.

Aber mit jedem Schritt, den er weiter in die Höhe ging, wurde dieser Eindruck besser.

Zahllose Kristalle blinkten. Lange, goldschimmernde und wie von innen heraus beleuchtete Adern liefen durch die Felswände und bildeten bizarre, nie gesehene Formen.

Dann breitete sich die Höhle weiter aus.

Aus dem schwachen Licht, das hier herrschte, lösten sich Gestalten.

Die Miene des Verletzten auf seinen Armen verklärte sich. »Pata… Pata… veram komai!« Es klang heiter und erleichtert.

»Ich verstehe dich zwar nicht«, murmelte Hellmark. »Aber wenn du dich freust, dann wird das seinen guten Grund haben. Ich hoffe nur, daß es jetzt kein Mißverständnis gibt und man glaubt, ich hätte dir den Arm angeknackst.«

Furchtlos trat Hellmark auf die Gruppe von Männern zu, die sich ihm aus der Tiefe der Höhle näherten.

Die Fremden blickten ihn scheu und neugierig an. Er streckte die Arme aus, auf denen der Verletzte lag. Der sagte etwas. Die Mienen der aus der Tiefe des Berges Kommenden entspannten sich weiter.

Man nahm Hellmark die Last ab.

Die Fremden huschten davon, ohne sich weiterhin um ihn zu kümmern. Ihre Dankbarkeit, daß er einen der Ihren gerettet hatte, erschöpfte sich in ihrer Freude. Das war ihre Art zu fühlen und zu leben.

Er ging einige Schritte hinter der Gruppe.

Niemand kümmerte sich um ihn.

Da, plötzlich ein Aufschrei! Unruhe entstand, allgemeines Durcheinander.

Hellmark sah den Schatten, der neben einer Säule aufwuchs.

Ein Fremder!

Er paßte im Aussehen und in der Kleidung nicht zu den Mikrokosmos-Menschen.

»Mister Hellmark?!«

Es klang erleichtert, ungläubig, und Björn glaubte, nicht richtig zu hören.

Der Fremde, breitschultrig und muskulös, eilte auf ihn zu.

Der Mann sah aus wie ein Inder.

»Ajit Lekarim schickt mich – ich bin Rani Mahay. Bitte, kommen Sie schnell, es gibt eine Möglichkeit, Sie zurückzuholen!«

*

Björn lauschte der Erklärung, die er von Mahay bekam.

Er erfuhr, daß Mahay Kontakt zu Lekarim gefunden hatte und seit einiger Zeit an seinem Leben teilnahm, ohne daß er, Hellmark, etwas davon geahnt hatte.

Durch die Kristallkugel, in der er Teile seiner Zukunft und die von Menschen erkennen konnte, mit denen er auf irgendeine Weise verbunden war, hatte er Kenntnis von Hellmarks Leben und Abenteuern erhalten.

Sie hatten sich nie zuvor persönlich gesehen, und doch fühlten sie wie Freunde. Sie waren sich vom ersten Moment an sympathisch, sie fühlten sich zueinander hingezogen und einer hatte auf Anhieb Vertrauen zum anderen.

Mahay eilte einen langen Stollen zurück. Dort stand eine Kugel, in der außer einer Sitzbank nichts weiteres vorhanden war.

»Dort hinein müssen wir«, erklärte der Inder. »Ein primitives Gefährt, aber es funktioniert. Lekarim kam es darauf an, so schnell wie möglich etwas zu schaffen, womit er eine Rückkehr einleiten konnte. Es ist nicht mehr als eine Schutzhülle. Lekarim steuert den Schrumpfprozeß von seinem Labor aus. Es gibt keine Möglichkeit, ihm von hier aus eine Nachricht oder ein Signal zukommen zu lassen. Der Punkt, an dem die Kugel ausgesetzt wurde, sollte nach Lekarims Berechnungen annähernd der sein, den er annimmt, daß sie dort angekommen sein könnten. Ganz sicher ist er natürlich nicht. Er hat mehrere Schleuderversuche unternehmen müssen, um den Bezirk in etwa einzugrenzen, der in Frage kommt. Er mußte praktisch künstlich den Fall des Schwarzen Priesters nachvollziehen. Von Zeit zu Zeit holt Lekarim die Kugel in sein Labor zurück, um festzustellen, ob ich schon Erfolg gehabt habe. Bisher ist alles vergebens gewesen. Aber nun hat sich alles doch gelohnt.«

Hellmark nahm Platz auf der primitiven Holzbank. Mahay saß ihm gegenüber. Er zog die Tür zu.

»Sie sind sehr schnell zu einem Erfolg gekommen.« Björn Hellmark lächelte dem Mann aus Bhutan anerkennend zu.

Der kniff die Augen zusammen. »Schnell? Ich bin froh, daß ich Sie noch lebend gefunden habe, Mister Hellmark. Ich hatte schon keine Hoffnung mehr. Vor sieben Tagen habe ich Lekarim kennengelernt, es war die Nacht, als ich in der Kristallkugel Ihren Kampf in der Arena zu sehen bekam. Und seit fünf Tagen versuchen wir, die Stelle zu finden, wo Sie angelangt sein könnten.«

»Aber das ist ganz unmöglich!« entrann es Björns Lippen. »Meine Begegnung mit den Amazonen und den Taiikx ist noch keine Stunde alt! Ich bin doch erst vorhin hier angekommen.«

Mahay lächelte ernst. »Was ist die Zeit, Mister Hellmark? Hier verging für Sie eine Stunde, in der realen Welt aber sind sieben Tage vergangen.«

*

Björn erfuhr noch mehr, während sie darauf warteten, daß Lekarim die Kugel in sein Labor zurücktransformierte.

Mahay und Lekarim waren in dieser Woche zu Freunden geworden. Einer hatte den anderen ergänzt. Lekarim war auf einen vertrauenswürdigen Mitarbeiter unbedingt angewiesen gewesen. Allein hätte er die Suche nach Hellmark nicht durchführen können. Es mußte einer ständig im Labor sein, um die Instrumente zu bedienen.

Lekarim war es in ununterbrochener Arbeit gelungen den geistigen Schutzwall gegen die Dämonen zu verstärken und das in der vierten Dimension verlorengeglaubte Terrain wieder zurückgewinnen. Der Schwarze Priester und seine unheimlichen Diener waren nicht wieder aufgetaucht, ein Beweis dafür, daß die frisch aufgeladenen Abwehrzauber wieder vollwertig funktionierten.

Hellmark hörte auch vom Schicksal George Beards und seiner Frau Raquel, die Ajit Lekarim in seinem Keller von Ratten angefressen gefunden hatte. Der Frau war nicht mehr zu helfen gewesen. Es wäre Lekarims Pflicht gewesen, die Behörden zu verständigen, aber das hatte er in Anbetracht der besonderen Lage, die herrschte, nicht getan. Zu einem Zeitpunkt, wo jede Sekunde kostbar war, wollte er die Polizei nicht im Haus haben. Unnötige Fragen würden gestellt und Beobachtungen gemacht, die ihm nicht recht waren.

Er wollte die Behörden verständigen, sobald er Gewißheit darüber hatte, ob seine Mission erfolgreich gewesen war oder nicht.

Die Tote konnte er schließlich auch zu einem späteren Zeitpunkt gefunden haben. Schließlich wohnte niemand im Haus auf dem Hügel, und er kam nur von Fall zu Fall hierher um seinen okkulten Forschungen nachzugehen.

Ein leichtes Zittern lief durch die Kugel.

Die rotglühenden Wände verschwanden hinter flammenden Nebeln.

Durch das Fenster, das in der Tür angebracht war, warf Björn einen letzten Blick auf die entschwindende Umgebung.

Die Kristallwelt, in die er geschleudert worden war, löste sich auf.

Die Kugel wurde wie von einem Sturm hin und her gerissen…

*

Ajit Lekarim kniete vor dem Baum, an dem die Glaskugel mit dem mikroskopisch kleinen Hellmark zerplatzt war.

Mit einem magnetisierten Stab strich er einen genau eingekreisten Bezirk ab, kehrte dann ins Labor zurück und steckte den Stab in eine

Glasröhre, die er auf der einen Seite mit einer Plastikhülse verkapseln mußte.

Er schaltete die Apparatur ein. Ein Summen lag in der Luft, und Lichtschauer überfluteten das Innere der Röhre.

Lekarim hielt den Atem an.

Aus dem Nichts wuchs ein winziger Punkt heran, der zunächst groß wie ein Staubkorn, dann groß wie ein Stecknadelkopf wurde, schließlich die Größe einer Erbse hatte.

Die Metallkugel, die Lekarim gemeinsam mit Rani Mahay konstruiert hatte, war aus dem Mikrokosmos zurückgekehrt.

In der Kugel bewegte es sich.

Lekarim erkannte hinter dem winzigen Fenster zwei noch winzigere, kaum wahrnehmbare helle Flecken. Zwei Gesichter, zwei Köpfe!

Mahay mußte Erfolg gehabt haben.

Lekarim beeilte sich, aber er übereilte nichts.

Er unterbrach den Vergrößerungsvorgang, löste die Röhre von der Apparatur und nahm den Stab heraus, darauf achtend, daß die erbsengroße Kugel nicht mit herausfiel. Er schaltete alle Apparaturen ab, ging dann in den kleinen runden Raum und betrat das Innere des Kreises, sich auf seine Rückkehr in die reale Welt konzentrierend. Er verschwand. Und mit ihm die Glasröhre…

*

Mächtige Geisteskräfte rissen ihn in die Welt zurück, in der er geboren worden war und in die er gehörte. Er materialisierte im Innern des Kreises der bleichen Schädel.

Lekarim legte die Röhre aus der Hand.

Das Licht in dem Glaszylinder pulsierte, und es schien, als würde die Röhre sich unter dem Schein mehr und mehr aufbauschen. Das Licht zersetzte die Glaswand. Die winzige Kugel lag frei, und sie wuchs schnell und unaufhaltsam, war groß wie ein Tennisball, wurde zu einem Fußball und wuchs weiter. Es war, als würde im Zeitraffertempo eine Szene vor seinen Augen abrollen.

Lekarim trat weiter zurück, während die Kugel zu normaler Größe anwuchs.

Hinter dem Fenster waren die Gesichter zu erkennen.

Rani Mahay und Björn Hellmark befanden sich im Innern der Kugel.

Sie wurde einen Meter hoch, genau wie sie erbaut worden war. Mahay zog von innen die Tür auf und trat als erster heraus. Hellmark folgte ihm. Abgekämpft, erschöpft, verschmutzt, aber glücklich!

*

Der Aufenthalt im Haus auf dem Hügel war nur von geringer Dauer.

Lekarims Aufgabe war beendet. Aber eine neue Mission wartete auf ihn. Nach dem Zwischenfall mit dem Schwarzen Priester war Oliver Turnborgh aus der kleinen Station auf der Insel in der vierten Dimension verschwunden. Lekarim wollte versuchen, den Engländer zu finden.

Rani Mahay fuhr Hellmark in das beste Hotel in Kalkutta, nachdem er für ihn mit seinem Geld einige Kleidungsstücke gekauft hatte. Im Hotel machte Björn sich erst einmal zurecht, während der Mann aus Bhutan in der Halle unten wartete.

Während Hellmark unter der Dusche stand und den Staub und Schmutz einer fernen und fremden Welt abspülte, passierten die Ereignisse vor seinem geistigen Auge Revue. Und er mußte an Lekarim und Mahay denken, und es kam ihm in den Sinn, daß auf Al Nafuurs Bestrebungen diese Bekanntschaft zustandegekommen war. Mit Lekarim und Mahay hatte es seine besondere Bewandtnis.

Sie fühlten sie zueinander hingezogen, sie waren sich sympathisch. Fühlte jeder von ihnen die Stimme des alten Blutes, das in ihren Adern floß?

Eine Episode war vorbei, Hellmarks Horror-Trip ging zu Ende. Er hatte einen Kampf gegen die Schwarzen Priester gewonnen. Diese Runde war an ihn gegangen. Aber er hatte keine Schlacht gewonnen…

Doch jetzt wollte er nichts von diesem trüben Gedanken wissen, und er drängte sie beiseite. Er verließ sein Zimmer und ging hinunter in die Halle. Mahay, groß und muskulös wie ein Riese, der ihn um drei Köpfe überragte, kam ihm entgegen. Eine Hüne von einem Mann mit nicht alltäglichen körperlichen und geistigen Kräften.

Hellmark lächelte. »Bevor wir ins Restaurant gehen und etwas für unser körperliches Wohl tun, muß ich etwas erledigen, was nun nicht mehr den geringsten Aufschub duldet.« Björn warf einen Blick auf den großen elektrischen Kalender in der Hotelhalle. »Seit einundvierzig Tagen bin ich überfällig. Es ist höchste Zeit, daß ich mich zurückmelde.«

»Sie müssen telefonieren, Björn«, Rani Mahay nickte. »Carminia Brado wird es kaum fassen.«

»Ich sehe schon, Ihnen braucht man nicht viel zu erklären, Rani. Richtig. Warten Sie einstweilen in der Bar auf mich, nehmen Sie einen Drink auf meine Kosten. Das heißt, im Moment habe ich zwar keinen Pfennig dabei, aber ich werde mir sofort telegrafisch Bargeld überweisen lassen. Damit kann ich dann bestimmt meine Schulden bei Ihnen löschen. Ich bin gleich bei Ihnen.« Er wollte schon auf die

nächste Telefonzelle zugehen, als er stehenblieb. »Noch etwas, Rani.«

»Ja, Björn?«

»Das dumme ›Sie‹ – lassen wir endgültig beiseite, einverstanden? Gehen wir zum ›Du‹ über. Wir festigen das nachher noch mit einem Drink. Bis in drei Minuten dann…«

Aber aus den drei Minuten wurden dreißig. Es gab soviel zu erklären, und obwohl Björn sich nur auf das Notwendigste beschränkte, mußte er der ungläubig lauschenden und immer wieder Fragen stellenden Carminia wiederholt bestätigen, daß wirklich er es war, der sie anrief, daß er gesund und wohlbehalten aus einer Welt zurückgekehrt war, die in seiner geschlossenen Hand Platz hatte…

ENDE